ruprecht

HEIDELBERGER STUDIERENDENZEITUNG

November 2011 – Nr. 134 | UNABHÄNGIG ● UNBESTECHLICH ● UNÜBERLASTET | www.ruprecht.de

&

Wir wollen heute denen Dank aussprechen, die ungerechter Weise zu wenig davon bekommen, wie den oft verunglimpften Heidelberger Bussen. Böse Zungen mögen ihre kreative Interpretation von Pünktlichkeit als Unzuverlässigkeit bezeichnen. Wer aber keine Stunde Zeit hat, um auf einen Bus zu warten, verdient es nicht mit ihm zu fahren. Es sind Unwissende, die noch die Pläne der Nr. 31/32 lesen. Kenner wissen, was mit „Verzögerung wegen Bauarbeiten“ gemeint ist und warten bereits mit Heizkissen und Teekocher an der Bushaltestelle. Audrey Hepburn sagte „Wenn man im Mittelpunkt einer Party stehen will, darf man nicht hingehen.“ Toll also, dass wir nicht dort hinkommen, geschweige denn pünktlich zu Vorlesungen. Aber wer will schon studieren, wenn er auch Busfahren, oder zumindest auf den Bus warten kann? Selbst wenn Freundschaften aufgrund der Unpünktlichkeit zerbrechen, ist das nicht schlimm - durch gemeinsame Verzweiflung und gezwungene Nähe lernt man bald andere Busfahrende kennen. Auch die Erkenntnis, wie schnell die eigenen Beine sind, erlangt man erst, wenn man einmal vom Neuenheimer Feld in die Altstadt mit dem Bus zwei Stunden brauchte. Des Weiteren haben die Busse Türen (die sie bei wenig Andrang sogar schließen können) und Sitze (auf denen man meist keinen Platz bekommt, aber Stehen ist sowieso gesünder). Undankbare mögen jetzt in den Lobgesang einstimmen oder für immer schweigen. An dieser Stelle bemitleiden wir alle Fahrradbesitzer, die niemals aufregende Geschichten über ihre Unpünktlichkeit erzählen können. **(iso)**

Zahl des Monats

29 600

Studenten an der Uni Heidelberg

—

so viele wie seit 17 Jahren nicht mehr

(Quelle: Universität Heidelberg)

Foto: kko

Chaos bleibt aus

Doppelter Jahrgang drängt an die Uni

Ein Drittel mehr Studienbewerber – das bedeutet überfüllte Hörsäle, unzufriedene Studenten und Chaos. Oder etwa nicht? Wie ist die Universität Heidelberg mit dem Bewerberandrang nach Aussetzung der Wehrpflicht und Doppeljahrgängen in Bayern und Niedersachsen umgegangen?

„Es ist kein Chaos ausgebrochen“, urteilt Alexander Bonath von der Zulassungsstelle der Universität. „Die Zahl der Bewerbungen war schwer einzuschätzen, weil die Doppeljahrgänge nicht in Baden-Württemberg waren“, fügt Susanne Klöpping, Leiterin des Dezernats für Studium und Lehre, hinzu. „Es sieht aber nicht so aus, als ob es unglaublich schlimm geworden ist.“ Zulassungsbeschränkte Fächer seien schließlich durch festgelegte Platzzahlen geschützt. Sonst gebe es zwar überall mehr Erstimmatrikulierte, „aber kein bestimmtes Fach ist besonders betroffen“, fügt sie hinzu. 6200 Neueinschreibungen gab es laut *Rhein-Neckar-Zeitung*, 700 mehr als im Wintersemester zuvor.

Die Studenten reagieren mit Gelassenheit. „Die Situation ist in Ordnung. Sie entspricht meinen Erwartungen“, berichtet Mariya, die im ersten Semester Anglistik studiert. „Die Vorlesungen sind sehr voll, aber mit zunehmender Wochenzahl leeren sich diese auch.“ Von Chaos hat auch Ethnologiestudentin Sabrina nichts bemerkt. „Man hört das nur von anderen.“

Doch nicht für alle begann das Studium so entspannt. „Du bist ziemlich auf dich allein gestellt“, sagt Physik-Ersti Thomas. Im größten Hörsaal im Neuenheimer Feld muss er bei den Vorlesungen Lineare Algebra und Analysis stets um einen Sitzplatz bangen. „Wenn man nicht früh genug kommt, muss man auf der Treppe sitzen.“ Jedoch sei Besserung in Sicht, wurde er beruhigt. Bis Weihnachten sollen sich die Probleme lösen. Schließlich zögen viele das Studium nicht durch.

Dass es ein Raumproblem gibt, bestätigt Birgit Spinath, Studiendekanin des Psychologischen Instituts. Um der größeren Zahl an Erstimmatrikulierten gerecht zu werden, habe die Universität neue Lehraufträge vergeben: „Aber wir haben trotzdem nicht genug Platz.“ **(mov)**

Fortsetzung auf Seite 5

Leben und lernen in Kasernen

Mehr als 600 Studenten besiedeln die ehemaligen Soldatenunterkünfte

In Rohrbach hat ein neues Wohnheim seine Türen geöffnet – um nicht zu sagen sein Tor. Denn als Erbe der Amerikaner umschließt ein hoher Zaun das Gelände.

Am Tor steht zwar keine Schranke mit Wachsoldat wie auf der gegenüberliegenden Straßenseite, aber dennoch erinnert vieles an die früheren Bewohner: An den Häusern prangen groß die Zahlen von 3658 bis 3665, an manchen Ecken wurde Stacheldraht vergessen und in den restlichen machen die Zaunspitzen ihn überflüssig. Aber die amerikanische Bauweise hat auch ihr Gutes, denn die ehemaligen Kasernen wurden um einen großen Innenhof herumgebaut. Hier haben die Studenten ihre eigene Straße, den Holbeinring, der eine ansehnliche Grünfläche umschließt. Mit ihren Bäumen, Bänken und Grillplätzen gibt die Wiese dem Gelände ein freundliches und einladendes Aussehen.

Auch in den Zimmern trifft man auf typisch Amerikanisches, wie zum Beispiel amerikanische Steckdosen, die in Deutschland fehl am Platz wirken, und jede Menge geräumige Einbauschränke. Sonst fällt vor allem die Größe der Dreier- und Vierer-WGs auf: Jeder Student lebt auf 15 bis 35 Quadratmetern. Christopher war bei seinem Einzug positiv überrascht: „Es sind ganz normale Wohnungen, an ihnen hätte ich nicht bemerkt, dass es vorher Kasernen waren!“

Mit der Anmietung des Areals reagiert das Studentenwerk auf den hohen Andrang durch den doppelten Abiturjahrgang. Die Zahl der Wohnungssuchenden habe sich dieses Jahr um 30 Prozent erhöht. Auf lange Sicht werde aber ein Rückgang erwartet, weshalb der Mietvertrag auf zehn Jahre befristet ist und nicht verlängert werden soll.

Bis dahin freuen sich einige Jahrgänge an Studenten über die gute Verkehrsanbindung und Einkaufsmöglichkeiten bis 24 Uhr. **(fbr)**

Fortsetzung auf Seite 2

Inhalt

Angehäuft
haben sich die Schulden einiger Mitgliedsstaaten der EU. Ob die EU weiterhin dafür haften soll oder nicht steht auf **Seite 2**

Angelernt
wird heutzutage fast nichts mehr. Die „digitale Revolution“ hat alle Antworten. Manfred Ostens Kritik dazu lest ihr auf **Seite 3**

Anstellen
müssen sich immer noch viele Studenten für einen Studienplatz. Wie viele Wartesemester noch zumutbar sind, erfahrt ihr auf **Seite 4**

Angenehm
ist es, Wartesemester umgehen zu können. Warum es außerdem so viele zum Studieren ins Ausland zieht, steht auf **Seite 7**

Angetreten
haben die meisten Abiturienten ihr Studium trotz Studiengebühren. Warum die „Unimaut“ nicht abschreckt, zeigen wir auf **Seite 9**

Angerichtet
Mit dem Wandel deutscher Esskultur beschäftigt sich eine Ausstellung in Mannheim. Unsere Meinung dazu servierten wir auf **Seite 12**

Angehypet
Gegen die Schnelllebigkeit in der heutigen Kulturszene protestiert das Theater Heidelberg. Was hinter dem Hype steckt, verrät **Seite 14**

Anpacken
Die amerikanische Organisation „Habitat for Humanity“ baut zusammen mit Bedürftigen neue Häuser. Dazu mehr auf **Seite 15**

Solidarität und ihre Grenzen

Soll die EU weiterhin für die Schulden einzelner Mitgliedstaaten haften?

Seit März 2010 beschäftigt ein Land im Südwesten Europas die ganze EU. Doch trotz Milliardenhilfen ist Griechenland immer noch nicht gerettet. Neben Griechenland beziehen auch Irland und Portugal Mittel aus dem Euro-Rettungsschirm. Möglicherweise wird der Kreis noch größer: Ein Rettungspaket für Spanien steht schon lange zur Debatte und in Italien kann selbst ein potenter Ministerpräsident den Schuldenstand nicht mehr wegläcHELN. Doch wie viel Solidarität können sich die EU-Staaten noch leisten? (mgr)

JA – Siegfried Schieder

Fotos: privat

Privatdozent für Internationale Beziehungen an der Universität Heidelberg

Kein Thema beschäftigt die Politik und Öffentlichkeit mehr als die gegenwärtige Schuldenkrise einzelner Euro-Staaten. Vor dem Hintergrund der beschlossenen Eurorettungspakete warnen viele davor, die Europäische Union könne ausweglos in eine Haftungsunion geraten. Die große Mehrheit lehnt eine Vergemeinschaftung der Schulden innerhalb der EU ab. Bereits heute – so die Kritiker einer Haftungsunion – werden jährlich Milliarden Euro innerhalb der Gemeinschaft umverteilt. Würde die EU nun auch für die Schulden einzelner Mitgliedsstaaten aufkommen müssen, wäre Europa einmal mehr auf dem Weg zur Zwangssolidarität.

Doch wie viel Solidarität hält die EU aus? Sieht man sich den Stand der europäischen Integration an, so wird deutlich, dass Europa nur über begrenzte Möglichkeiten verfügt, auf Ungleichverteilung einzuwirken. Im Vergleich zur nationalen Ebene ist das EU-Budget mit etwas mehr als einem Prozent des europäischen Bruttoinlandsproduktes vergleichsweise gering. Ein Grund dafür ist das Fehlen europäischer Solidarität. Denn nur wenn die EU auch in der Lage wäre, eine Vorstellung eines solidarischen Europas zu entwickeln, ließen sich die nationalen Solidaritätsgrenzen in der EU derart ausdehnen, dass die starken Länder für die schwachen und verschuldeten Staaten einstehen.

Eher umgekehrt wird ein Schuh daraus! Spätestens seit Émile Durkheim wissen wir, dass intensiver Austausch und Verflechtung sozialer Akteure auch zu neuartigen Formen der Solidaritätsverfechtung führen. Längst haben sich innerhalb der EU generalisierte Normen des Vertrauens herausgebildet. Neben der Präambel des EU-Vertrages nehmen eine Reihe weiterer Artikel Bezug auf die Solidarität zwischen den Mitgliedstaaten, und mit der Unionsbürgerschaft, der Struktur- und Regionalpolitik hat sich auf europäischer Ebene sogar ein eigenständiges Repertoire von institutionalisierten Formen von Gegenseitigkeit herausgebildet. Die EU ist nicht nur ein zwischenstaatliches Arrangement zur Harmonisierung der Marktordnungen, sondern ein Herrschaftsverbund spezifischer Prägung mit moralischer Valenz zwischen den Mitgliedstaaten.

Wenn man Solidarität als Voraussetzung oder Folge europäischer Integration betrachtet, lässt sich die Frage nach der Vergemeinschaftung der Schulden folgendermaßen beantworten: An die Stelle des Verbundes eigenverantwortlicher EU-Staaten tritt eine Haftungsgemeinschaft mit starker Solidarität – etwa durch die Ausgabe gemeinsamer Staatsanleihen oder durch konditionierte Transferzahlungen nach dem bundesdeutschen Vorbild. Ein solcher Schritt in Richtung mehr europäische Staatlichkeit wäre von der Einsicht getragen, dass eine Währungsunion ohne Haftungsunion und eine gemeinsame Fiskalpolitik auf Dauer nicht Bestand haben können. Gleichzeitig hätte dies den Vorteil, dass unkontrolliertes Schuldenmachen, gefälschte Statistiken aber auch das Brechen von Stabilitätsregeln wirksamer kontrolliert werden könnten. Solidaritätsgemeinschaften mit schwach ausgeprägter kollektiver Identität wie die EU können nur funktionieren, wenn unsolidarisches Verhalten auch juristisch sanktioniert werden kann.

Perspektivisch dürfte nur schwer von der Hand zu weisen sein, dass mehr (und nicht weniger!) Solidarität unter den EU-Staaten die einzige Möglichkeit sein wird, Deutschlands Interessen in Europa und in der Welt zu vertreten.

NEIN – Axel Dreher

Professor für Internationale Wirtschaftspolitik an der Universität Heidelberg

Politikern ist in erster Linie an ihrer Wiederwahl gelegen. Besonders vor Wahlterminen erhöhen sie daher die Staatsausgaben, um ihre Popularität zu steigern. Sie machen Wahlgeschenke; an Kürzungen ist nicht zu denken. Aber auch wenn gerade keine Wahlen anstehen, tun Politiker sich schwer, die Ausgaben zu kürzen. Die Mechanismen der Politischen Ökonomie führen dazu, dass die Haushaltsdefizite in jeder Krise nach oben schnellen. Nach der Krise sinken sie ein wenig ab; die während und kurz nach der Krise versprochenen Reformen und Kürzungen werden aber selten in vollem Umfang umgesetzt. Bis zur nächsten Krise sind die Defizite meist nur leicht zurückgegangen; die Staatsverschuldung ist gestiegen – der Spielraum der Regierung wird kleiner. Der Zeithorizont, den die Politiker ihren Entscheidungen zugrunde legen ist kurz, denn um die Rückzahlung der Schulden, die sie heute aufnehmen, müssen sich in Zukunft andere kümmern.

Doch mit zunehmender Verschuldung steigen auch die Zinsen. Die Märkte werden misstrauisch und auch den Wählern wird mulmig. Die daraus entstehende Unterstützung der Wähler für Ausgabenkürzungen und Steuererhöhungen kann der Politik erlauben, die Defizite anzugehen, ohne ihre Wiederwahl zu gefährden. Wenn für die Schulden eines Landes nun die Gemeinschaft der europäischen Länder (oder der Euroländer) bereitsteht, gilt für alle Länder der gleiche Zinsatz. Die Länder mit niedrigen Ausgaben (im Verhältnis zu ihrer Wirtschaftskraft) subventionieren die Länder, die über ihre Verhältnisse leben. Doch wichtiger als die impliziten Transfers von Wirtschaftskraft ist die Aushebelung der disziplinierenden Wirkung des Marktes. Wenn die Zinsen infolge der Verschuldung eines Landes nicht mehr spürbar steigen – weil der Anteil eines Landes an der gesamten Haftungsmasse klein ist – werden Politiker ihre Länder hemmungslos verschulden. Dieser Mechanismus ist so deutlich sichtbar, dass ihn auch die Befürworter einer Haftungslösung nicht leugnen. Diese schlagen daher vor, den Marktmechanismus durch einen institutionalisierten Kontrollmechanismus zu ersetzen.

Ein solcher Mechanismus kann nur scheitern. Die Mitgliedsländer der Europäischen Union sind souveräne Staaten. Dass diese sich nicht von der Europäischen Kommission und dem Internationalen Währungsfonds (IWF) gängeln lassen liegt auf der Hand. Bindende Mechanismen (wie die Maastricht-Kriterien) sind nur so lange bindend, wie die stärkeren Länder der EU sie durchzusetzen bereit sind. Kommen sie selbst in die Krise, kann davon keine Rede sein. Aber auch politisch schwächere Länder müssen sich vor der EU nicht fürchten. Die Erfahrungen mit den Maastricht-Kriterien und die weltweite (Miss-)Erfolgsbilanz des IWF zeigen deutlich, dass sich Bedingungen in souveränen Länder nicht zuverlässig durchsetzen lassen. Sie zeigen außerdem, dass die Anreize zu hoch sind, trotz Fehlverhaltens den Geldhahn weiter aufzudrehen, um die negativen Auswirkungen auf die Banken und eine mögliche Ansteckung anderer Länder zu vermeiden.

Die Folgen einer Transferunion wären fatal. In den Geberländern stehen ihr deutliche Mehrheiten skeptisch gegenüber. In den Empfängerländern fühlen sich die Opfer der Reformen von den Gebern übervorteilt. Mit unabsehbaren Folgen. Die Transferunion gefährdet die Europäische Union insgesamt.

Fortsetzung von Seite 1: Leben und Lernen in Kasernen

Internet haben sie noch nicht – dafür umso mehr Gelegenheit um reale Kontakte zu knüpfen

Die Amerikaner errichteten die Gebäude 1953 und sanierten sie seitdem einmal. Nach dem Abzug der Soldaten standen die ehemaligen Kasernen zwei Jahre lang leer bis das Studentenwerk im Juni den Mietvertrag unterschrieb. Dann wurde auf Hochtouren gearbeitet: Die dringenden Schönheitsreparaturen wurden durchgeführt, der Brandschutz verbessert und eine neue Wasserleitung gelegt. Für die Arbeiten reichten die drei Monate seit der Anmietung offenbar nicht ganz aus, denn rund lief es beim Einzug der ersten Studenten nicht: Unter Anderem war das Leitungswasser in vielen Wohnungen ungenießbar. Biowissenschaftsstudent Christopher war einer der ersten Bewohner und erinnert sich noch an das anfängliche Durcheinander: „Ich durfte mein Wasser benutzen, weshalb alle anderen mit Eimern zu mir gekommen sind. An den meisten Türen hingen Zettel mit Totenköpfen drauf."

Die größten Probleme löste das Team des Facility Managements aber gleich in den ersten Tagen. Heute fehlen nur noch ein paar Matratzen in der richtigen Länge und einige Küchenstühle.

Vor allem warten die Studenten auf das Internet. Fabian studiert Ethnologie und ist ziemlich verärgert: „Bei den meisten Studiengängen wird alles online organisiert. Deshalb ist Internet für uns unglaublich wichtig." Nach Angaben des Studentenwerks soll es nur noch wenige Wochen dauern, doch daran glaubt mittlerweile niemand mehr so ganz. Bereits beim Einzug war von „drei bis vier Wochen" die Rede.

Für gelegentlichen Ärger sorgt auch die Dämmung der Wohnungen. Daran hatte die US-Armee offenbar gespart, denn sie ist praktisch nicht vorhanden. Mit den Schrittgeräuschen der höheren Etagen haben sich die meisten Studenten jedoch arrangiert.

Insgesamt sind die meisten Bewohner aber sehr zufrieden. Vor allem gefällt ihnen, dass hier so viele Studenten zusammen wohnen. „Ich finde es cool, dass man aus dem Haus geht und gleich Leute trifft", erzählt Erstsemesterstudentin Sabrina. Zusätzlich wird die soziale Ader auch von der großen Wiese im Innenhof geweckt. Als etwas angenehmere Temperaturen herrschten, trafen sich die frisch Eingezogenen hier zum quatschen, Bier trinken und weiterziehen. Und die Wiese hat noch mehr Umherziehende angelockt: Ein Schwarm grüner Halsbandsittiche hat die Bäume in Beschlag genommen und schreit gelegentlich Langschläfer aus den Federn. Es ist zwar kein „Kikeriki", aber Studenten sind ja bekanntlich genügsam. **(fbr)**

„Zukunft ohne Herkunft“

Manfred Osten über digitale Demenz und deutschen Identitätsverlust

Der Kulturhistoriker Manfred Osten publizierte 2004 ein Essay zu dem Thema „Das geraubte Gedächtnis “, in dem er sich kritisch zu den Fortschritten der „digitalen Revolution“ äußert. Im Rahmen des Vortrags „Bildung oder digitale Demenz – welche Schulen brauchen wir?“ sprach er jetzt in Heidelberg über Identitätsverlust und das Verlernen des Lernens.

Das Gespräch führten Margarete Over und Alexandra Jurecko.

Foto: Jürgen Bauer

Manfred Osten, Jahrgang 1938, fordert die Rückkehr zu mehr Memorialkultur.

Herr Osten, Sie haben den Begriff der „digitalen Demenz“ geprägt. Sie sprechen von einem kollektiven Vergessen ungeahnten Ausmaßes. Was genau meinen Sie mit „digitaler Demenz“ und wie ist es wirklich um unsere Gesellschaft bestellt?

Ich habe mich damals, als ich das Buch „Das geraubte Gedächtnis: Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur“ schrieb, ein wenig umgeschaut, was Bildung früher gewesen ist. Dabei bin ich auf die interessante Entdeckung gestoßen, dass Bildung, sagen wir mal bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, als gedächtnisgestützte Urteilskraft verstanden wurde. Das heißt, das Gedächtnis hatte noch eine ziemliche Bedeutung damals, wenn man bedenkt, dass ein Mann wie Kierkegaard gesagt hat, dass das Leben zwar nach vorwärts gelebt, aber nur nach rückwärts verstanden wird. Und das Verstehen nach rückwärts verlangt natürlich eine gewisse Form von Gedächtnis. Es ist nicht ausreichend, nur Zukunft zu haben, ohne Herkunft.

Welche Auswirkungen hat das Vergessen der Herkunft auf die Identität des Menschen?

Die Frage der Identität des Menschen hängt fundamental von der Frage seines Gedächtnisses ab. Wo das Gedächtnis schwindet, schwindet auch die Identität.

Wie konnte es dazu kommen?

Im 19. Jahrhundert hat sich zunehmend die Notwendigkeit ergeben, durch die Fortschritts- und Wachstumskultur, die wir durch die industrielle Revolution erreicht haben, die Halbwertszeit des Wissens im Auge zu behalten. Das Mitschleppen von Gedächtnis wurde zunehmend als Ballast empfunden. Das führt schließlich zu dem Problem, das wir heute haben: einer Trennung der Wissenskulturen zwischen Naturwissenschaften und der Technik auf der einen, und der Geisteswissenschaften auf der anderen Seite. Die Geisteswissenschaften sind eigentlich, wenn man es genau betrachtet, alle durch die Bank Repräsentanten des kulturellen Gedächtnisses. Und diese beiden Kulturen unterscheiden sich eben dadurch, dass die naturwissenschaftliche Kultur fast alle Gedächtniskulturen ad acta gelegt hat. Sie ist eigentlich die Zukunftswissenschaft, sie ist also zukunftsorientiert.

Welchen zusätzlichen Herausforderungen stehen wir heute gegenüber?

Nun haben wir nicht nur die industrielle sondern auch noch eine zweite, die digitale Revolution. Hinzu tritt die Lichtgeschwindigkeit. Wir sind mit riesigen Wellen von immer neuen Informationen überschwemmt. Offenbar ist das Gehirn aber gar nicht dazu in der Lage, diese ganzen Dinge zu speichern und daraufhin haben wir digitale Speicher erfunden. Das Problem hat schon Enzensberger aufgegriffen, was wir heute durch die Neurowissenschaften bestätigt wissen: „gespeichert heißt vergessen“. Wir sind nämlich die Summe dessen, was wir üben. Die Natur ist leider nicht auf die Idee gekommen uns die Dinge, die wir nicht üben, zu erhalten. Heute verstehen wir Bildung als Bologna-Prozess; als beschleunigten Erwerb von Zukunftskompetenzen ohne Herkunftskenntnisse. Dann können wir regiert werden nach dem Prinzip „es gilt das gebrochene Wort“, weil sich sowieso keiner mehr erinnern kann, was gesagt worden ist. Wir haben auch unsere kulturelle Identität aufgegeben. Wir sind das, was Nietzsche gesagt hat, „gedächtnislose Legionäre des Augenblicks“.

Demenz ist ja ein fortschreitender Prozess, eine Einbahnstraße. Es kann nur schlimmer werden. Gibt es denn auch im Fall der „digitalen Demenz“ keinen Ausweg?

Im Grunde haben wir die Memorialkultur aufgegeben. Wir lernen jetzt nicht mehr auswendig. Wir befassen uns höchstens noch mit der *BILD*-Zeitung oder ganz aktuellen Dingen. Aber ein gewisses Minimum an Memorialkultur gehört dazu, zum Humanum. Goethe hat gesagt, die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, der Mensch muss seine Organe erst belehren. Wir sind also den Tieren weit unterlegen.

Das eigentliche Geheimnis eines Langzeitgedächtnisses ist das Geheimnis, dass das Gedächtnis immer dort ist, wo Interesse ist. Alles, was nicht von Interesse begleitet wird, wird sofort abgelehnt. Unser ganzes Schulsystem basiert leider auf der Vermittlung von abstrakten, akademischen Wissensinhalten. Die Frage nach dem Interesse wird überhaupt nicht gestellt. Wir müssen eigentlich unser ganzes Schulsystem vom Kopf auf die Füße stellen und mit dem Interesse beginnen. Leider sind diese Dinge in den Kultusministerkonferenzen noch nicht angekommen.

Aber durch Auswendiglernen gewinnt man doch nicht das Interesse eines Schülers. Wie sollen Lehrer ihre Schüler dazu bringen, etwas auswendig zu lernen?

Durch Themen, für die sich die Schüler interessieren.

Aber zum Beispiel ein Gedicht interessiert erfahrungsgemäß nicht.

Das Problem besteht ja beim Auswendiglernen auch darin, dass wir eigentlich nur durch Dinge lernen, die wir noch nicht verstehen. Lernen ist eigentlich ein Prozess, der wenn er sinnvoll vor sich geht, immer ein bisschen vorenthält. Sodass man aus dem lernt, was man noch nicht versteht, sodass Interesse geweckt wird. So fängt man vielleicht an, auch über ein Gedicht nachzudenken. Ich denke, dass es wichtig wäre, dass man von vornherein die Dinge als Memorialstoff aufgibt, bei denen man mit ziemlicher Sicherheit weiß, dass sie interessieren.

Wie geht man vor, wenn jemand etwas überhaupt nicht lernen möchte, obwohl es nötig ist? Wenn einfach kein Interesse vorliegt? Ist es auch Aufgabe der Lehrer und Eltern, Interesse aufzubauen und zu wecken?

Ja, genau das meine ich. Es gibt zwei Dinge, bei denen ein Mensch im Grunde zum Selbstläufer wird: Wenn es gelingt, Neugierde und Selbstwertgefühl zu wecken.

Sie haben das Buch „Alles veloziferisch oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit“ geschrieben. Sehen Sie auch in diesem Problem den Schlüssel bei Goethe?

Dadurch bin ich überhaupt erst darauf gekommen! Dieses Problem der Beschleunigung, das hat Goethe bereits vor 200 Jahren erkannt und zwar durch die genaue Studie der Probleme der industriellen Revolution. Und bis heute hat sich das ja noch ins Ultra, ins Ungeheure beschleunigt. Wir haben alle nur eine mittlere psychische Reisegeschwindigkeit der Seele, der Rest ist Burn-out und Stress. Diese Anforderungen, die heute durch die „digitale Revolution“ auf uns zukommen, versuchen wir sogar durch Multitasking zu erledigen. Wir haben absolute Grenzen. Wir kommen in Beschleunigungsturbulenzen, bei denen wir vor allem die kollateralen Schäden nicht mehr überblicken, das führt zu Stress. Heute gibt es 14 Millionen Menschen, die Burn-out gefährdet sind. Das hat Goethe sehr früh mit dem Begriff „veloziferisch“ erfasst. Velocitas, die Geschwindigkeit und Lucifer, der Teufel.

Sie sind in Ihrem Leben als Botschafter viel herumgekommen. Haben Sie auf Ihren Reisen eine Kultur kennen gelernt, die es besser macht als wir?

Ja, ich bin ja fast sieben Jahre in Japan gewesen und habe jetzt auch vor kurzem ein Essay über die Renaissance des Konfuzianismus veröffentlicht. Konfuzius ist vor 2 500 Jahren auf den Gedanken gekommen, dass das einzige, was wir im Chaos retten können, unser Gedächtnis ist und genau das habe ich dort beobachtet. Wenn also in einer Kultur das Lernen das höchste Gut ist, ist die höchste soziale Position die des Lehrers. Es fängt alles bei den Eltern an, die die höchste Pflicht haben, ihrem Kind so viel wie möglich beizubringen, damit sie in einem guten Kindergarten die Aufnahmeprüfung besteht. Die Kinder haben dort auch den Vorteil, dass sie in dieser frühen Phase so viele Ideogramme lernen müssen. Das frühe Üben ist enorm hilfreich. Die haben dort auch doppelt so viele Schulstunden wie wir.

Die Eltern haben allein in China letztes Jahr 110 Milliarden Dollar für die Bildung ihrer Kinder ausgegeben. Inzwischen haben dort 14 Prozent der Bevölkerung tertiäre Abschlüsse. Raten Sie mal wie viele wir hier haben? – Vier Prozent.

Ist denn das Interesse der Schüler dort auch größer?

Die wollen alle nach oben, das ist ein Streben nach oben, weil sie dadurch natürlich höhere Positionen bekommen, mehr Geld. Das sind alles ganz pragmatische Gründe.

Was würden Sie Heidelberger Studenten raten, die vielleicht jetzt merken: Ich bin auf dem Weg in die „digitale Demenz“?

Den Heidelberger Studenten würde ich raten: Versuche, zurückzukehren zu dem, was dich interessiert. Denke mal darüber nach, wo schalte ich plötzlich auf grünes Licht, wo wird es bei mir hell? Und gehe der Sache nach.

Manfred Osten

Manfred Osten wurde 1938 in Ludwigslust (Mecklenburg) geboren und studierte zwischen 1959 und 1964 Rechtswissenschaften, Philosophie, Musikwissenschaften und Literatur in Hamburg und München, sowie Internationale Privatrechtsstudien an der Universität Luxemburg. Nach seiner Promotion 1969 trat Osten in den Auswärtigen Dienst ein. Im Rahmen dieser Tätigkeit befand er sich unter anderem auf diplomatischen Missionen in Frankreich, Kamerun, Tschad, Ungarn, Australien und Japan. Von 1995 bis 2004 übernahm Osten außerdem das Amt des Generalsekretärs der Alexander von Humboldt-Stiftung. Der Goethe-Liebhaber veröffentlichte eine Reihe von kulturwissenschaftlichen Essays, darunter das 2003 erschienene *„Alles veloziferisch“ oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit* und *Das geraubte Gedächtnis: Digitale Systeme und die Zerstörung der Erinnerungskultur* (2004).

Zwölf Semester Wartezimmer

Gerichte urteilen über Wartezeit auf Medizinstudienplätze

Das Bundesverfassungsgericht bezeichnete den Numerus Clausus einst als Entscheidung über die Verteilung von Lebenschancen. Notwendiges Übel, Bildungshindernis oder Elitenförderung? Wie man es auch darstellen mag, es bleibt die Frage, wie lange man Studienwillige hinhalten darf.

Diese Frage beschäftigte Ende September auch das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen. Vier Medizin-Studienbewerber verklagten die Stiftung für Hochschulzulassung (SfH, vormals ZVS) wegen überlanger Wartezeit: Auch nach zwölf Wartesemestern wurde ihnen ein Studienplatz versagt. Zu lange, entschied das Gericht und verpflichtete die Stiftung per einstweiliger Anordnung, die vier Bewerber zum Studium zuzulassen. Am 6. Oktober hat das Oberverwaltungsgericht Münster jedoch aufgrund Beschwerde der Stiftung die Vollziehung der Beschlüsse vorerst ausgesetzt, denn diese seien mit überwiegender Wahrscheinlichkeit fehlerhaft.

Die Geschichte vieler Wartenden liest sich ähnlich: Nach einem durchschnittlich guten Abitur bewirbt man sich um einen Medizinstudienplatz, erhält eine Absage, beginnt eine Ausbildung zwecks Rangverbesserung, schließt diese ab, sammelt nebenbei Wartesemester, nur um dann wieder abgelehnt zu werden. Die Frage, ob dieses System noch „gerecht“ ist, treibt deutsche Gerichte schon seit Jahrzehnten um.

Die Verwaltungsrichter nehmen in ihrem Urteil Bezug auf die beiden Numerus-Clausus-Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts aus den 1970er Jahren, die maßgeblich zur Ausgestaltung des heutigen Vergabesystems beitrugen. Das höchste deutsche Gericht berief sich damals auf Artikel 12, Absatz 1 des Grundgesetzes, der die freie Wahl des Berufs und der Ausbildungsstätte in Verbindung mit dem allgemeinen Gleichheitssatz sowie dem Sozialstaatsprinzip gewährleistete. Es folgerte daraus, dass jeder Staatsbürger mit Hochschulreife ein Recht auf Zulassung zum Studium seiner Wahl habe.

Dieses stehe jedoch aufgrund der begrenzten Verfügbarkeit von Studienplätzen unter dem Vorbehalt des Möglichen mit der Folge, dass eine Auswahl nach sachgerechten Kriterien mit einer reellen Zulassungschance eines jeden Zulassungsberechtigten zu erfolgen habe. Insbesondere betonte es, „dass jede Auswahl zwischen hochschulreifen Bewerbern eine Ungleichbehandlung prinzipiell Gleichberechtigter in der Verteilung von Lebenschancen darstellt“.

So dürfe bei der Auswahl nicht ausschließlich das sich auf die Abiturnote beziehende Leistungsprinzip angewandt werden. Die Abschlussnote könne nur chancenerhöhend wirken und stelle keinen Anhaltspunkt für die tatsächliche Eignung zum Studium dar. Es sei weder sachgerecht noch zumutbar, dass ein Zehntel der Abiturnote zu einer sieben Jahre langen Wartezeit führe. Das Wartezeitprinzip erfülle nur eine Korrekturfunktion, um auch Studienbewerbern außerhalb der Abiturbestenquote einen Studienplatz in Aussicht stellen zu können.

Auf Grundlage dieser Prinzipien kritisierten die Verwaltungsrichter, dass eine solch überlange Wartezeit die Betroffenen finanziell belaste, ihre Lebensplanung erschwere und eine soziale Selektion bedeute. In persönlich, pädagogisch wie volkswirtschaftlich unvertretbarer Weise werde das Berufseinstiegsalter weiter erhöht.

Die zentrale Frage bleibt, wie viele Wartesemester vertretbar sind. Das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen kam ebenfalls zu dem Urteil, dass es nicht vertretbar sei, wenn die Wartezeit die Regelstudienzeit „erreicht oder überschreitet“. Mit einer Wartezeit von sechs Jahren sei diese Grenze offenbar deutlich überschritten. Es liege für die Kläger daher eine Grundrechtsverletzung vor, die sich mit jedem Monat ohne Zulassung „erneuert und vertieft“.

Gegen diesen Beschluss legte die Stiftung für Hochschulzulassung Berufung ein. Man habe die gesetzlichen Vergabevorschriften korrekt angewandt und sehe hier die Politik in der Pflicht. Schließlich könne man selbst keine neuen Studienplätze schaffen, argumentiert die Stiftung.

Das Gericht sah dies ähnlich und kam zu dem Schluss, dass eine Wartezeit von zwölf Semestern keinen „Vorrang“ vor regulären Bewerbern begründe. Eine Zulassung zum Studium im Wintersemester 2012/13 sei „hinreichend wahrscheinlich“, sodass auch extrem lang Wartenden nicht das Recht haben, „gerade in dem in Rede stehenden Wintersemester 2011/12 zugelassen zu werden“. Maßgeblich sei, dass die Chance auf Zulassung (wenn auch verspätet) überhaupt noch bestehe.

Seit Jahren steigen die Wartezeiten für Medizinstudienplätze. Kamen vor zehn Jahren noch 20 000 Bewerbungen auf 8120 Plätze, sind es heute 44 000 Bewerber für die knapp 8800 Studienplätze. Hiervon wird ein Fünftel direkt nach der Note vergeben. Im jetzigen Semester liegt in der Medizin der Numerus Clausus bei 1,2. **(rsc)**

Foto: Uniklinikum Heidelberg

Nach zwölf Wartesemestern darf man Medizin studieren – und zwar jeder.

Orientierung für alle

Verpflichtender Selbsteignungstest an der Uni

Was mache ich nach dem Abi? Diese Frage mussten sich bereits viele Studenten und Azubis am Ende ihrer Schulzeit stellen. Hat man den Akt der Verzweiflung dann überwunden und sich nach reichlichen Abwägungen endlich für ein Studienfach oder eine berufliche Ausbildung entschieden, sieht man sich schon mitten im Bewerbungsstress.

Seit dem Wintersemester 2011/12 gibt es an der Universität Heidelberg den „fächerübergreifenden Selbsttest zur Studienorientierung“ – kurz Orientierungstest. Er soll die Qual der Wahl erleichtern. In Form eines Onlinetests bietet das baden-württembergische Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst den 90-minütigen Test an.

Bestehend aus zwei Teilen wird im ersten Teil des Tests nach dem individuellen Interessenprofil gefragt. Im zweiten Teil werden die kognitiven Fähigkeiten getestet, wobei Fragen zum sprachlichen, rechnerischen und räumlichen Denken beantwortet werden müssen.

So werden die Studiengangs- und Berufsprofile mit dem Interessenprofil der Ratsuchenden abgeglichen. Der Test umfasst dabei alle Studienangebote der Universitäten, Pädagogischen Hochschulen und Hochschulen für angewandte Wissenschaften in Baden-Württemberg, die zu einem ersten Hochschulabschluss führen. Am Ende des Tests erhält der Testteilnehmer ein Teilnahmezertifikat, über das er bei der Immatrikulation vorlegen muss.

Doch hilft dieses Orientierungsverfahren tatsächlich bei der Wahl des Studiums? Hedi Blumer von der Zentralen Studienberatung ist der Ansicht, dass der Orientierungstest den Prozess der Studienentscheidung unterstützen und hilfreiche Impulse zur Selbstreflexion geben könne. Die Zusammenarbeit von über 650 Fachexperten der Hochschulen in Baden-Württemberg gibt zusätzlich Anlass dazu dies anzunehmen. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit entstand eine große Datenbank, in der über 1200 Studiengänge und über 800 Berufe hinterlegt sind. Sie ist das Herzstück des allgemeinen Orientierungstests.

Isabella studiert im ersten Semester. Den ihr vorgeschlagenen Beruf der „Tanztherapeutin“ empfand sie allerdings als „überaus merkwürdig“. Sie könne bisher keine herausragende Begabung im Tanzen bei sich feststellen.

Auch die Studentin Margarete Over nahm an dem Test teil. „Ich finde es gut, wenn solche Tests angeboten werden und wenn jeder einmal so etwas gemacht hat, aber mehr aus Interesse als aus Verpflichtung“, sagt sie. Bereits in ihrer Schulzeit machte sie einen Orientierungstest, dessen Ergebnis sie sogar zu ihrem gegenwärtigen Studium der Psychologie führte. Kritisch sieht Over das Verfahren in Heidelberg dennoch. „Bei der Einschreibung habe ich erlebt, wie andere, die den Test nicht gemacht hatten, weggeschickt wurden, obwohl alle anderen Unterlagen da waren. Das grenzt für mich an Schikane, denn letztendlich ist das Ergebnis irrelevant.“ Auch Blumer räumt ein, dass es für jemanden, der sich in seiner Studienentscheidung bereits sehr sicher ist, sein könne, dass der Test keine neuen Erkenntnisse bringt.

So bleibt die Frage nach dem Sinn eines solchen Testverfahrens, das zu einem Zeitpunkt absolviert werden muss, an dem sich die Mehrheit der Studienanwärter bereits „orientiert“ haben. **(epa)**

Zusätzliche Validierungsautomaten

Studentenausweise können jetzt auch in der Zentralmensa verlängert werden

Gut ein Jahr nach Einführung des neuen Studierendenausweises müssen die Studenten im Neuenheimer Feld nicht länger den weiten Weg in die Altstadt in Kauf nehmen, um ihren Ausweis zu erneuern. Zwei Validierungsautomaten stehen nun auch in der Zentralmensa im Neuenheimer Feld. Damit summiert sich die Gesamtzahl auf vier. Bei mittlerweile 29 600 Studenten.

Regelmäßig waren in den letzten Monaten Beschwerden an das Rektorat gerichtet worden. „Ich fühle mich von einer Universität, die sich selbst als exzellent bezeichnet, und an die ich jedes Semester 500 Euro Studiengebühren bezahle, sehr schlecht behandelt“, hieß es in dem Schreiben eines Mathematikstudenten.

Ein anderer Student aus dem Neuenheimer Feld beschrieb den Zustand als „unerträglich“. „Warum führt die Universität neue Studentenausweise ein, ohne die dafür notwendige Infrastruktur vorab zu schaffen?“, fragte er wütend.

Bisher gab es nur zwei Automaten in der Zentralen Universitätsverwaltung in der Altstadt, vor denen sich gerade zu Semesterbeginn lange Schlangen bildeten.

Am Anfang eines jeden Semesters müssen alle Heidelberger Studenten an den Automaten den rückseitigen Streifen auf ihrem Ausweis erneuern, damit er für das anstehende Semester gültig bleibt. **(mov)**

Institute unterschiedlich belastet

Fortsetzung von Seite 1: Chaos bleibt aus

Wie unberechenbar die Situation in diesem Wintersemester war, zeigt ein Blick auf einige Institute.

Vor einer logistischen Herausforderung sah sich das Institut der Anglistik. Zwei Drittel der Bewerber haben ihre Zusage wahrgenommen. Zum letzten Wintersemester war es nur die Hälfte. „Wir haben nicht mit so vielen gerechnet“, gesteht Erstsemesterberaterin Kathrin Pfister. „Auch nach den Zahlen, die wir von der Verwaltung bekommen haben, hätten es weniger sein sollen.“ Dreimal solange wie gewöhnlich habe es am Ersti-Tag gedauert, alle in den Räumen unterzubringen. Und auf die 20 in der Vergangenheit nur mit Mühe besetzbaren Plätze für das Ersti-Wochenende gab es nun 100 Interessenten.

Eine gegenteilige Entwicklung war am Psychologischen Institut zu beobachten. Nur etwa zwei Drittel der 90 verfügbaren Plätze konnten im Hauptverfahren vergeben werden – bei einer Rekordbewerberzahl von 4379. „Wir haben die Überbuchung wie im letzten Jahr durchgeführt. Wir waren erstaunt über die schlechte Annahme“, erklärt Bonath.

Bei einer Überbuchung werden mehr Zusagen verschickt als Plätze zu vergeben sind. Dies dient dazu, Mehrfachbewerbungen auszugleichen und Nachrückverfahren möglichst zu vermeiden.

Auch für Spinath, Dozentin am Psychologischen Institut, kam die Situation unerwartet. „Es gab in den letzten Jahren immer mehrere Verfahren, aber so dramatisch wie dieses Mal war es sonst nicht.“

Fünf Nachrückverfahren hat das Institut bis Mitte Oktober durchgeführt. Daher will Spinath eine Umfrage starten. Alle Erstsemester des Instituts wurden dazu aufgerufen, die Termine, an denen die anderen Unis die Bescheide verschickt haben, einzureichen.

„Es könnte sein, dass die Universität Heidelberg sehr spät dran war“, vermutet Spinath. Sicher sein könne man aber nicht. Falls sich der Verdacht bestätigt, soll gemeinsam mit der Zentralen Universitätsverwaltung eine Entscheidung getroffen werden. Eine Möglichkeit wäre, Personal zur Auswahl zuzusteuern. Schließlich sei es nur im Interesse der Universität und der Studenten.

Trotzdem ruft sie die Studenten zur Gelassenheit auf. „Habt die Geduld“, rät sie jedem. „Wenn das Psychologische Institut in Heidelberg die meisten Bewerbungen auf die kleinste Platzzahl hat, dann dauert das Verfahren auch länger als an anderen Unis.“

Aber stimmt das wirklich? Ein Vergleich: Die TU Dresden gibt auf ihrer Homepage eine Bewerberanzahl von 4423 auf 120 Psychologie-Plätze an. Trotzdem war das Hauptverfahren schon Anfang August abgeschlossen. Statt mehrerer Nachrückverfahren folgte Anfang September nur noch ein Losverfahren.

Nicht nur die Psychologiebewerber mussten lange auf ihre Zusage warten. „Die Uni hat die Zulassungsbescheide so spät verschickt. Das fand ich schon dreist“, findet Ethnologiestudentin Sabrina.

Dieses Problem gehört aber vielleicht bald der Vergangenheit an. „Nächstes Jahr werden die Studienplätze eventuell zentral vergeben“, kündigt Klöpping an. Eigentlich sollte es bereits zu diesem Wintersemester ein deutschlandweit zentrales Verfahren geben. Ein Softwareproblem hat den Start des sogenannten dialogorientierten Serviceverfahrens allerdings auf unbestimmte Zeit verschoben.

Das Verfahren soll die örtlichen Zulassungsverfahren der Universitäten koordinieren und Mehrfachzulassungen verhindern. Über eine Online-Plattform können Interessierte ihre Studienwünsche angeben und eine Rangfolge festlegen. In mehreren Phasen werden dann alle verfügbaren Plätze vergeben.

Bei der Uni Heidelberg laufen bereits jetzt schon die Vorbereitungen für das kommende Wintersemester. 400 Studienplätze wurden neu geschaffen. Schließlich steht 2012 der Doppeljahrgang im eigenen Land an. **(mov)**

Foto: lsp

Wer zu spät kommt, muss im größten Hörsaal im Neuenheimer Feld nicht selten auf der Treppe sitzen.

Weniger Geld für HiWis

Die Gehälter der HiWis und studentischen Hilfskräfte an der Universität Heidelberg werden zum kommenden Sommersemester de facto gekürzt. Zwar steigt der Stundenlohn beispielsweise für ungeprüfte Hilfskräfte um 0,28 Euro an. Allerdings entfällt die einmal jährlich geleistete Sonderzahlung, die umgangssprachlich auch als „Weihnachtsgeld“ bezeichnet wird.

Auf das ganze Jahr umgeschlagen bedeutet dies eine entsprechende Lohnkürzung. Für Studenten, die beispielsweise wegen BAföG-Zahlungen unter bestimmten steuerlichen Freigrenzen bleiben müssen, erhöht sich dadurch bei gleicher monatlicher Bezahlung die Arbeitszeit.

Allerdings konnte die bisher geleistete Sonderzahlung nur in Anspruch nehmen, wer im Dezember des jeweiligen Abrechnungsjahres angestellt war. Endete das Arbeitsverhältnis einer Hilfskraft im November, bedeutete dies daher bislang ebenfalls eine indirekte Lohnkürzung. Das neue System kann also für einige Studenten durchaus vorteilhaft sein.

Die genaue Bezahlung der Hilfskräfte ist in Baden-Württemberg nicht einheitlich geregelt. Jede Universität kann die Details unterschiedlich festlegen. Die bei Festangestellten im Öffentlichen Dienst weiterhin übliche Sonderzahlung wird daher nur noch an wenigen Hochschulen an Hilfskräfte ausbezahlt. Wie der *ruprecht* von zuständiger Seite erfuhr, zieht die Universität Heidelberg nun nach, um bei gleichbleibenden Budgets für Hilfskräfte die Kosten zu begrenzen. Eine offizielle Bestätigung konnte die Pressestelle allerdings nicht geben. **(bju)**

Erneut Bildungsstreik

Nachdem sich am 19. Oktober das Heidelberger Bildungsstreikbündnis neu gegründet hat, folgt am Donnerstag, den 17. November, die erste größere Aktion.

Am internationalen Aktionstag gegen kommerzialisierte Bildung startet um 11 Uhr der Demonstrationszug am Hauptbahnhof. Unter dem Motto „Occupy Education – Bildungsstreik 2011“ wird man über den Campus Bergheim zum Bismarckplatz und anschließend zum Universitätsplatz ziehen. Das Bildungsstreikbündnis unterstützt die Initiative „Occupy University“ und rechnet mit der Teilnahme zahlreicher Schülerinnen und Schüler sowie Studierenden und Lehrenden.

Den Organisatoren zufolge, beeinträchtigten Unterfinanzierung und mangelnde Ausbildungsplätze die Bildung in Deutschland erheblich. Dazu gefährde Privatisierung die Unabhängigkeit der Wissenschaft. Zwar hätten sich die Aussichten in Baden-Württemberg durch die geplante Abschaffung der Studiengebühren und die Reform der neuen Studiengänge gebessert, jedoch förderten Zugangsbeschränkungen weiterhin eine ungerechte Studienplatzvergabe. Dazu fehle ein echter Dialog zwischen den Teilhabenden des Bildungswesens und den entscheidungsbefugten Gremien. Ziel sei es, selbstbestimmte und freie Bildung zu ermöglichen.

Vorher findet am 16. November um 19:30 Uhr in der Neuen Universität eine Diskussion zu „Bildung in der Krise“ statt. **(kaz)**

Klaus Fiedler wird Dekan

Der Sozialpsychologe Prof. Dr. Klaus Fiedler wird neuer Dekan der Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturforschung. Zum 1. Dezember wird er den Gerontologen Andreas Kruse an der Spitze des Fakultätsvorstandes ablösen. Zum Prodekan wurde der Sportwissenschaftler Prof. Dr. Klaus Roth gewählt, Studiendekanin bleibt die Pädagogische Psychologin Birgit Spinath.

Die Fakultät für Verhaltens- und Empirische Kulturforschung gliedert sich in fünf Institute. Zu ihr gehören das Institut für Bildungswissenschaft, das Institut für Ethnologie mit der Abteilung Ethnologie des Südostasien-Instituts, das Institut für Gerontologie, das Psychologische Institut sowie das Institut für Sport und Sportwissenschaft.

Bereits in den vergangenen vier Jahren waren Mitglieder des Psychologischen Instituts mit Prodekan Hans-Werner Wahl und Studiendekanin Birgit Spinath im Fakultätsvorstand mit zwei von drei Ämtern besonders stark vertreten.

Ein Schwerpunkt der Arbeit des scheidenden Dekans Andreas Kruse war die Mitarbeit an der Exzellenzinitiative der Universität Heidelberg. Das rund 100 Millionen Euro schwere Zukunftkonzept, das sich auf Potentiale der „Volluniversität Heidelberg“ konzentriert, wurde federführend von ihm und dem Astrophysiker Matthias Bartelmann verfasst. Der bisherige Prodekan Hans-Werner Wahl gilt als verantwortlich für die Zunahme publikationsbasierter Promotionen.

Welche Ziele der Fakultätsvorstand um Klaus Fiedler in der anstehenden Amtszeit verfolgt wurde bis Redaktionsschluss noch nicht veröffentlicht. **(smo)**

Magister- und Diplomstudium bis zum WS 2016/17 garantiert

Die Universität Heidelberg hat erklärt, dass sämtliche Magister- und Diplom-Studiengänge in Heidelberg bis einschließlich zum Wintersemester 2016/17 studiert werden können. Diese Regelung gilt übergreifend für sämtliche Fakultäten und Fächer.

Studenten, die bis dahin ihr Studium mit den alten Abschlüssen nicht beendet haben, können allerdings laut Hochschulgesetz in Baden-Württemberg nicht exmatrikuliert werden. Die Studierbarkeit der einzelnen Studiengänge muss jedoch nicht an jeder Hochschule im Bundesland gewährleistet sein. Denkbar ist demnach, dass Studenten aus Heidelberg ihr Studium ab dem Sommersemester 2017 an einer anderen Universität abschließen müssten.

Das Wissenschaftsministerium hält derartige Überlegungen jedoch für recht theoretisch. Im Gegensatz zu anderen Bundesländern gebe es in Baden-Württemberg keine Zwangsexmatrikulationen auf Grund der Einführung von Bachelor und Master. Außerdem seien die letzten Studienanfänger in den alten Studiengängen spätestens im Wintersemester 2009/10 zugelassen worden, so ein Sprecher auf Nachfrage des *ruprecht*. An der Universität Heidelberg konnten sich die letzten Magister- und Diplom-Studenten nach Angaben der Verwaltung letztmalig im Wintersemester 2007/08 einschreiben. **(bju)**

Von Hohen Damen und Füchsinnen

Freundschaften fürs Leben in der einzigen Frauenverbindung Heidelbergs

Für die aktiven Studentinnen der ersten akademischen Damenverbindung in Heidelberg „Nausikaa“ sind Werte sehr wichtig. Neben einem Verhaltenskodex sind die Freundschaften, die in der Gruppe geschlossen werden, von besonderer Bedeutung.

Als ich die Studentenkneipe Schnookeloch betrete, kämpfe ich mich durch den vollen und engen Raum mit älteren Herrschaften und Touristen. Erst danach entdecke ich die Mädels der Akademischen Damenverbindung Nausikaa, die nicht in das holzvertäfelte Ambiente mit den vielen Bierkrügen zu passen scheinen, an einem Tisch im Nebenraum. Alle tragen kleine goldrote Ansteckschleifchen, welche die Farben (Couleur) der Verbindung darstellen.

Das Studentenlokal Schnookeloch ist Treffpunkt der Aktivitas – der studierenden Mitglieder – der Verbindung. Im Gegensatz zu den traditionellen männlichen Verbindungen verfügt die Nausikaa über kein eigenes Verbindungshaus. Diese erste Damenverbindung in Heidelberg gründete sich erst im Jahr 1987.

Die Mädchen nutzen für ihre Kneipenveranstaltungen und für andere Feiern im Semester ein angemietetes Zimmer mit dem Namen Konstante. Dieser Raum reicht für die Verbindung aus, die ungefähr 40 sogenannte Hohe Damen und fünf bis sieben aktive Studentinnen umfasst.

Für Eva Klein, die sich zu Beginn ihres Psychologiestudiums in Heidelberg unwohl fühlte, da sie keine netten Menschen kennen lernte, ist Freundschaft eines der wichtigsten Prinzipien der Nausikaa. „Beim ersten Treffen waren alle sehr nett und offen. Gleich am ersten Wochenende wurde ich wie selbstverständlich eingeladen, als ob ich schon immer dazugehörte.“

Joanna Piecha ist schon lange bei den Pfadfindern aktiv. Für sie ist der mit der Nausikaa geschlossene Lebensbund von großer Bedeutung. Hier habe sie Freundinnen für das ganze Leben gefunden, die immer für sie da sein würden. „Man muss sich mit den anderen auseinandersetzen und kann nicht einfach gehen, wenn es schwierig wird.“

Diese Verantwortung, die jede von ihnen trägt, ist für die aktuelle Fuxmajora Bettina Kleemann sehr wichtig. Sie vermittelt den neuen Bundesschwestern Wissen über den Verhaltenskodex und die Geschichte der Verbindungen. In einer Verbindung erwerbe man nebenbei alle im Berufsleben notwendigen „soft skills“. Jeder Student kann jedoch während seiner Zeit an der Universität oder in studentischen Arbeitsgruppen dieselben Fähigkeiten und langjährigen Freundschaften erwerben. Teamfähigkeit und Kameradschaft scheinen also nicht der einzige Grund zu sein bei der Nausikaa mitzumachen. Auch die Regeln und Traditionen der Verbindung spielen eine wichtige Rolle. Anna (Name von der Redaktion geändert) erklärt: „In den ersten beiden Fuxsemestern lernt jede die Verhaltensregeln in der Verbindung und im Umgang mit anderen Verbindungen.“

Was für andere ein Zwang sein mag, ist für die Studentinnen der Nausikaa eine wichtige Konstante in einer sich ständig verändernden Gesellschaft. Keine Gemeinschaft, fügt Bettina Kleemann hinzu, könne ohne Regeln funktionieren. „Der Mensch war doch schon immer ein Herdentier.“

Neben dem Lebensbund bilden Studium und wissenschaftliches Prinzip die Basis der Damenverbindung. Jedes Semester organisiert die Nausikaa in Zusammenarbeit mit den Hohen Damen und externen Experten Kurse zu den unterschiedlichsten Themen – dieses Semester zum Beispiel einen Knigge-Seminar (Benimmkurs).

Am Ende des Studiums hält jede Dame einen „Inaktivierungsvortrag“ über ein studienfachfremdes Thema, nach dem sie nicht mehr zur Aktivitas, sondern den Hohen Damen gehört. Der Vortrag zeigt, dass sie neben ihrem Studienfach auch andere wissenschaftliche Interessen hat.

Foto: Joanna Piecha

Die aktiven Studentinnen der Nausikaa bei einem gemeinsamen Ausflug.

Mit einigen Burschenschaften der Deutschen Burschenschaft, die die Hansea Mannheim wegen der Aufnahme des chinesisch-stämmigen Verbandsbruders Kai-Ming Au aus dem Dachverband ausschließen wollte (siehe Ausgabe 133), hat die Nausikaa Kontakte, jedoch nicht zum rechten Spektrum. Sie sieht sich als unpolitische akademische Verbindung und möchte damit nicht in Verbindung gebracht werden.

Eva Klein bedauert, dass sich außenstehende Personen oft vorschnell eine Meinung bildeten. „Es ist schade, dass so viele Vorurteile über Verbindungen durch bloßes Nichtwissen entstehen.“ **(kwe)**

www.avnausikaa.de

Unikino zeigt und sucht

Auch dieses Semester gibt es Filme im Hörsaal

Sechs Studentinnen machen den Hörsaal 14 der Neuen Uni alle zwei Wochen Mittwochs um 20 Uhr zum Kinosaal. Dann wirft ein DVD-Beamer den Film des Abends an die Wand. Der Eintritt kostet zwei Euro plus 50 Cent „Semesterbeitrag“.

Das Team sucht noch Verstärkung: „Wer mitmachen möchte, sollte kurz vor einer Filmvorführung vorbeischauen“, sagt Annette Weizbauer. „Wir haben möglichst aktuelle Filme gewählt und darauf geachtet, viele Genres im Programm zu haben“, erklärt Anna Wüst.

Zur Kinoarbeit gehört auch den Hörsaal zu buchen, Texte für die Programmhefte zu schreiben, Flyer und Poster zu verteilen und die Facebook-Gruppe „Heidelberg Unikino“ zu aktualisieren. Per E-Mail und Facebook-Gruppe läuft beinahe die ganze Organisation. Natürlich trifft man sich dann auch zu den Vorstellungen.

Der einzige Klassiker im Programm ist „Die Feuerzangenbowle“ mit Heinz Rühmann am 8. Dezember. Dafür hat sich das Team eine Überraschung ausgedacht. **(rl)**

Das Unikino-Programm:

17.11. 127 Hours
1.12. Kung Fu Panda 2 (Freier Eintritt für alle im Kampfsport-Outfit)
8.12. Die Feuerzangenbowle (Eintritt: 3 Euro, in HS 13)
15.12. Source Code
12.1. The King‘s Speech
26.1. X-Men - Erste Entscheidung

Tutoren gesucht!

HD Ink - Das „Projekt mit Spaßfaktor“

Integration ist eine der zentralsten gesellschaftspolitischen Aufgaben unserer Zeit. Schon jedes dritte Kind unter fünf Jahren hat ausländische Wurzeln. Kanzlerin Merkel sieht vor allem in der Sprache den „Schlüssel für Integration“. Auch das gemeinnützige Projekt HD Ink, ein Projekt des Deutsch-Amerikanischen Instituts (DAI), hat sich zum Ziel gesetzt, Kindern mit Lernschwierigkeiten und Kindern, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, in ihrer individuellen Sprachfähigkeit zu fördern. Insbesondere bedürftige Kinder sollen diese Form der Unterstützung genießen können.

Initiiert durch den US-amerikanischen Autor Dave Eggers, formierte sich HD Ink im Sommer 2010. Projektkoordinatorin Sabani sieht die Arbeit als „eine positive Antwort auf negative Umstände“. Unter dem Motto „Ideen aufs Papier“ assistieren ehrenamtliche Tutoren Kindern im Alter von 6 bis 14 Jahren dabei, auf spielerische Art ihrer Fantasie sprachlichen Ausdruck zu verleihen. Dass das Projekt auf große Resonanz stößt, zeigt die immer länger werdende Warteliste und die neu entstandene Zusammenarbeit mit der Internationalen Gesamtschule Heidelberg. Deshalb sucht HD Ink nach engagierten Studenten, die es vielen Kinder ermöglichen können, die Warteliste zu verlassen. Nicht zuletzt wäre damit auch ein Schritt in Richtung gesellschaftspolitischer Aufgabenbewältigung getan. **(epa)**

www.hd-ink.de

Geld zurück fürs Ticket

Vom kostenlosen Semesterticket des Sommersemesters 2011 können ab sofort mehr Studenten profitieren. Bisher konnten nur Studenten, die sich zum oder nach dem 1. Januar 2011 mit Hauptwohnsitz in Heidelberg angemeldet hatten, das Geld für das Semesterticket zurück bekommen.

Der Gemeinderat hat nun beschlossen, diesen Zeitraum auszuweiten: Auch Studenten, die schon seit Juli 2010 mit Hauptwohnung in Heidelberg gemeldet sind, bekommen die Kosten für das Sommersemesterticket 2011 erstattet.

Wenn dieser Wohnstatus am 30. Juni 2011 noch bestand, kann die Erstattung beim Bürgeramt bis zum 31. Dezember beantragt werden. Dort müssen Studenten dann die Immatrikulationsbescheinigung des Sommersemesters 2011 und das VRN-Semesterticket vorlegen. Anstelle des Tickets ist auch ein vergleichbarer Nachweis, wie zum Beispiel ein Kontoauszug über den Kauf des Tickets mit Kundenkarte ebenso gültig.

Es werden jedoch ausschließlich die Kosten für das Semesterticket des Sommersemesters 2011 erstattet. Die Kosten für das aktuelle Semesterticket kann die Stadt nicht erstatten. Studenten, die kein Sommersemesterticket gekauft hatten, können von den neuen Konditionen also nicht profitieren.

Achim Fischer, Pressesprecher der Stadt, bezeichnet diese Entscheidung der Stadt als „eine nachträgliche Korrektur“. Die Regelung decke zwar nicht alle denkbaren Konstellationen ab, dennoch werde sie der großen Mehrzahl der Studierenden gerecht, die nach der früheren Regelung unbeabsichtigt nicht in den Genuss der Förderung gekommen waren.“ **(szi)**

1111
KARLSTORBAHNHOF

18. – 30.11.
PRÊT À ÉCOUTER 4 –
DIE NEUE MUSIKKOLLEKTION
HERBST 2011

FR 18.11. ZOLA JESUS & QMASSAKA
SA 19.11. PETERLICHT
SO 20.11. THE RAPTURE
MO 21.11. JA, PANIK!
DI 22.11. FM BELFAST
MI 23.11. PATRICK WOLF
DO 24.11. GHOSTPOET & MUSO
FR 25.11. JOAN AS POLICE WOMAN
FR 25.11. ZOO
SA 26.11. GATTO FRITTO (UK)
X STEADY WORK
DI 29.11. STAR SLINGER
MI 30.11. JOHN MAUS

HEIDELBERG / AM KARLSTOR / TELEFON 06221. 978911

Studenten verlassen das Land

Ausländische Unis schützen sich vor Ansturm deutscher Studenten

Der Trend, dass immer mehr deutsche Studenten ins Ausland gehen, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Und das war schließlich auch gewollt: Mit der Erweiterung des europäischen Hochschulraumes sollen Studenten und Wissenschaftlern die Grenzen innerhalb Europas geöffnet werden.

Von Corinna Lenz

Foto: col

Ist ein Master im Ausland wirklich so unproblematisch?

Die Eingangshalle des Anglistischen Seminars ist so dicht besetzt wie die Buslinie 31 morgens auf dem Weg zum Uniplatz. Das kommt nur dreimal im Jahr vor: zu Beginn des Sommer- und Wintersemesters, wenn Erstis sich orientieren; und zu Beginn des Weihnachtsmarktes, wenn ernüchterte höhere Semester das Land verlassen wollen. Einige von ihnen plappern, einige schweigen, einige schauen sich ungeduldig nach der Person um, die gleich eine Liste an die Wand hängen wird.

Die Liste, die die Zukunft in einem knappen Jahr voraussagen wird. Die Liste, die zeigt, ob man das nächste Wintersemester im kalten Heidelberg oder an einem vielleicht noch kälteren Ort verbringen wird. Die Liste, auf die rund 75 Anglistik-Studenten in den letzten Monaten gewartet haben. Und entweder wird ihr Name neben ihrem gewünschten Ort stehen, unterstrichen sein oder auf der Liste fehlen. Leider ist die Liste kein Plakat, das alle Studenten gleichzeitig sehen können, sondern umfasst nur ein bis zwei DIN A4-Seiten.

Ich höre die ersten Jubelschreie, sehe die ersten enttäuschten Gesichter und bekomme den Weg von jenen versperrt, die nicht wissen, ob sie nun Auswahlgespräche für den gewünschten Platz auf sich nehmen, ein weiteres Jahr warten, oder hinauf in den dritten Stock rennen sollen, um noch einen der Last-Minute-Plätze abzustauben. Zehn Füße spüre ich auf den meinen, 100 Minuten scheint mir der Gang zur Liste zu dauern und 1 000 Gedanken schießen mir durch den Kopf. Mein Herz klopft und ich werde mir bewusst, wie festgelegt mein Leben im nächsten Jahr sein wird – oder auch nicht. Ich suche nach Bristol, der Uni, für die ich mich beworben habe. Daneben steht mein Name: unterstrichen. Und damit gehöre ich zur letztgenannten Gruppe. Will ich nun Idealist oder Opportunist sein?

Ich entschied mich für Opportunismus. Organisieren musste ich mich bis zum Tag meiner Ausreise fast nichts: die Wohnung suchte mir meine Uni in Stockholm, die Kurse konnte ich vor Ort wählen, nur den Flug musste ich selbst buchen. Als ich mit Fragezeichen in den Augen in den Flieger in Richtung Norden stieg, wusste ich noch nicht, was mir blühen würde: Schwimmen in der eiskalten Ostsee bei Sonnenaufgang, Schwierigkeiten mit dem Wohnheim, Schweinegrippe – all das nahm ich gerne für die restlichen Erfahrungen in Kauf, die ich dort sammeln sollte. Denn ich ging auf Reisen nach Lappland und in die Fjorde, in schwedischen Villen Partys feiern und lernte dabei viele Menschen, nicht nur aus Stockholm, sondern aus aller Welt kennen, und vielleicht auch eine Hand voll Freunde fürs Leben.

Damals vor zwei Jahren, gehörte ich zu 115 000 deutschen Studenten, die sich für mindestens ein Semester ins Ausland wagten. Darunter waren sowohl Austauschstudenten, die mit ERASMUS oder einem anderen Stipendium nur für ein bis zwei Semester die Grenzen passierten als auch solche, die sich gleich für einen gesamten Studiengang im Ausland immatrikulierten.

Doch woran liegt das? Das Statistische Bundesamt hat eine Studie zum Thema „Deutsche Studierende im Ausland“ für die Jahre 1999 - 2011 durchgeführt. Udo Kleinegees war an der Studie beteiligt und vermutet: „Am wichtigsten bei der Entscheidung ist wohl der Numerus Clausus, der in Ländern wie Österreich nicht vorhanden ist. Dadurch wirkt dieses Land zum Beispiel attraktiver, da Studenten so die Warteschlange umgehen können.“ Dies ist am häufigsten bei NC-Fächern wie Medizin und Psychologie der Fall.

> Jeder 20. Bachelor geht für den Master ins Ausland

Auch für das Master-Studium entscheiden sich viele Studenten, ihre Heimat zu verlassen: Etwa jeder 20. Bachelor geht dann ins Ausland. Laut einer anderen Hochschulstudie sehen 54 Prozent davon in den ausländischen Studiengängen eine bessere Studienqualität, 53 Prozent ziehen das Ausland für einen Master-Studiengang vor, der in Deutschland nicht angeboten wird.

28 Prozent haben persönliche Gründe und 8 Prozent entschließen sich dazu, weil ihre jetzige Uni Zugangs- und Zulassungsvoraussetzungen hat, denen sie nicht gerecht werden können – zum Beispiel einen zu hohen NC.

Letzteres war für Isabel nicht mal ein Hauptgrund. Sie wollte ihren Master of Arts in „Sprachen und Kulturen der Iberoromania“ in Wien studieren, „weil solch ein interessanter Studiengang nirgendwo in Deutschland angeboten wird“. Eine attraktive Umgebung und die gleiche Sprache waren überzeugend, und die Tatsache, dass die Uni Wien keine Studiengebühren verlangt, ein toller Nebeneffekt.

Kleinegees rechnet damit, dass es jährlich immer mehr werden: „Schon allein jetzt gibt es 2,2 Millionen Studenten und anhand der Zeitreihe lässt sich ein kontinuierlicher Anstieg feststellen.“

1999 waren es noch 50 000 Studenten, die ins Ausland gingen. Im gleichen Jahr unterzeichneten 29 europäische Bildungsminister die Bologna-Erklärung: Bis zum Jahre 2010 sollte es einen einheitlichen Europäischen Hochschulraum geben. Mit anderen Worten: Bachelor und Master sollen Magister und Diplom in Deutschland ablösen und somit dem internationalen Standard entsprechen. Die Bologna-Erklärung soll die Grenzen innerhalb Europas für Studenten und Wissenschaftler öffnen. Studenten sollen studieren können, wo auch immer es ihnen beliebt, egal ob innner- oder außerhalb des Heimatlandes. Dies zeigte Wirkung: im Jahre 2008 hatte sich die Zahl der entsprechenden Studenten auf 100 000 verdoppelt.

Isabel hätte sich auch vorstellen können, ihr Studium in Deutschland fortzusetzen. Beworben hatte sie sich an sieben Unis, sechs davon mit Sitz in Deutschland. Die Universität Wien reizte sie jedoch am meisten. Allerdings musste sie eine gewisse Wartezeit in Kauf nehmen: „Jeder in Deutschland bewirbt sich für den Master, noch während er die Bachelor-Arbeit schreibt. In der Verwaltung von österreichischen Unis schauen sie sich deine Bewerbungsunterlagen erst an, wenn dein Zeugnis vorliegt. Du weißt also lange Zeit nicht, ob du dort überhaupt Chancen auf einen Studienplatz haben wirst.“

Vor vier Wochen hat die Vorlesungszeit in Wien begonnen. Isabel wartet noch immer auf den Zulassungsbescheid – oder vielmehr auf das Ablehnungsschreiben. „Ich hatte schon eine Wohnung gefunden. Um diese erst mal zu finden, musste

> „Bist du zu schlecht, um zu Hause studieren zu können?“

ich 600 Euro für zwei Reisen nach Wien ausgeben. Zum Glück konnte ich dort bei Freunden unterkommen und mir so die Kosten für eine Herberge sparen.“

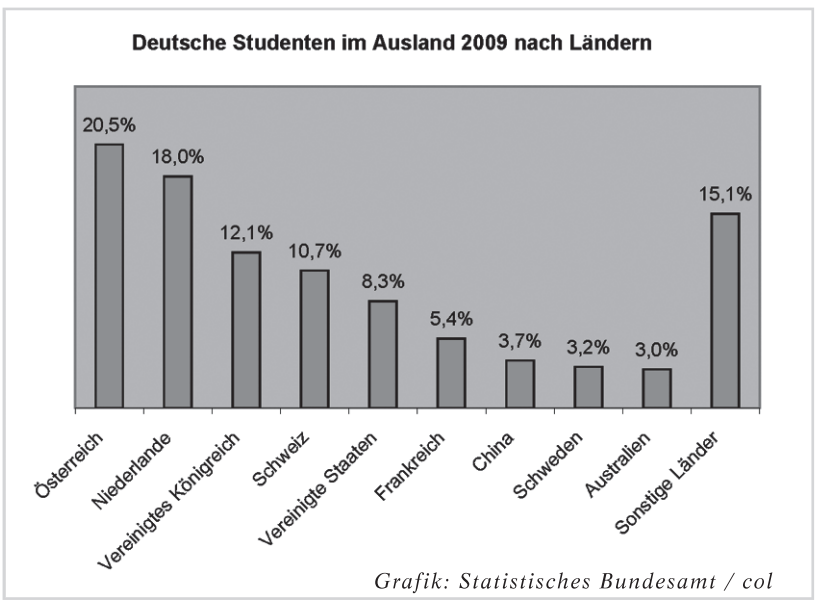
Isabels Beispiel wird vermutlich kein Einzelfall bleiben. Laut Statistischem Bundesamt „überschwemmten“ vor drei Jahren 23 000 Deutsche die Unis in Österreich. Manche Einheimische stehen dem Bewerberansturm von Deutschen skeptisch gegenüber. „Da kommen dann schon mal Sprüche wie ‚Bist du zu schlecht, um zu Hause studieren zu können?‘“, erzählt Isabel.

Einige Alpenländler sähen es als „Bedrohung“ an und befürchteten, ihnen würden Studienplätze weggenommen. Der „Überschwemmung“ durch „NC-Flüchtlinge“ will die Regierung nun Einhalt gebieten: An den Medizin-Universitäten in Wien, Graz und Innsbruck sind drei Viertel aller Studienplätze den österreichischen Studenten vorbehalten.

Auch in der Schweiz gibt es spezielle Regelungen: Dort haben die Hochschulen die Erlaubnis bekommen, Quoten und Zulassungstests für und erhöhte Studiengebühren von ausländischen Studenten einzuführen. Realisiert wurde dieses Vorhaben bereits an der Universität Sankt Gallen. Höchstens 25 Prozent aller dort eingeschriebenen Studenten dürfen aus dem Ausland kommen und ebendiese müssen auch erhöhte Studiengebühren zahlen.

In Dänemark herrscht ebenso Alarmbereitschaft: Dort hat die Regierung entschieden, dass die Zahl der ausländischen Studenten in dänischen Hochschulen in Zukunft nur noch so hoch sein darf wie die Zahl der Dänen, die fürs Studium auswandern. Im Vergleich dazu: 185 000 ausländische Studenten waren letztes Jahr in deutschen Unis immatrikuliert und übertrafen damit eindeutig die Zahl der deutschen Studenten, die ins Ausland gehen.

Trotz alledem lässt sich Isabel von den Plänen der Unis der Nachbarländer nicht abschrecken. Für nächstes Semester wird sie sich noch einmal ihr Glück in Wien versuchen. Und mit ihr viele Deutsche mehr, denn einen Master wird es in Deutschland bekanntlich nicht für jeden Bachelor geben.



Vor allem Österreich und die Niederlande ziehen deutsche Studenten an.

KUNST-Kurse
2 St. wöchentl. / 8x
Akt / Portrait
(mit Modellen)
Mappenkurse
(Vorbereitung auf Hochschule / Akademie)
06221/862467
kunst@keuchenius.de
www.heidelberger-schule-fuer-kunst.de

Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de

Bären-Treff®
Der Fruchtgummi-Laden
Heidelberg • Hauptstr. 144
Tel. u. Fax 06221/164209
Die Glühweinsterne sind wieder da!
www.baeren-treff.de heidelberg@baeren-treff.de

Per Straßenbahn zum Uniplatz

Langfristige Pläne für den Ausbau des Nahverkehrs noch unsicher

Der Gemeinderat hat im Mai dieses Jahres die Planung eines „Mobilitätsnetzes“ beschlossen, das die bestehenden Bahnlinien auch zum Universitätsplatz erweitern soll. Allerdings ist die Finanzierung noch nicht geklärt, so dass das gesamte Projekt noch vor Baubeginn scheitern könnte.

Als „sehr ehrgeizigen Plan“ bezeichnet der Technische Geschäftsführer des rnv, Martin in der Beek, den Plan, bis 2017 den Uniplatz an das Heidelberger Straßenbahnnetz anschließen zu wollen.

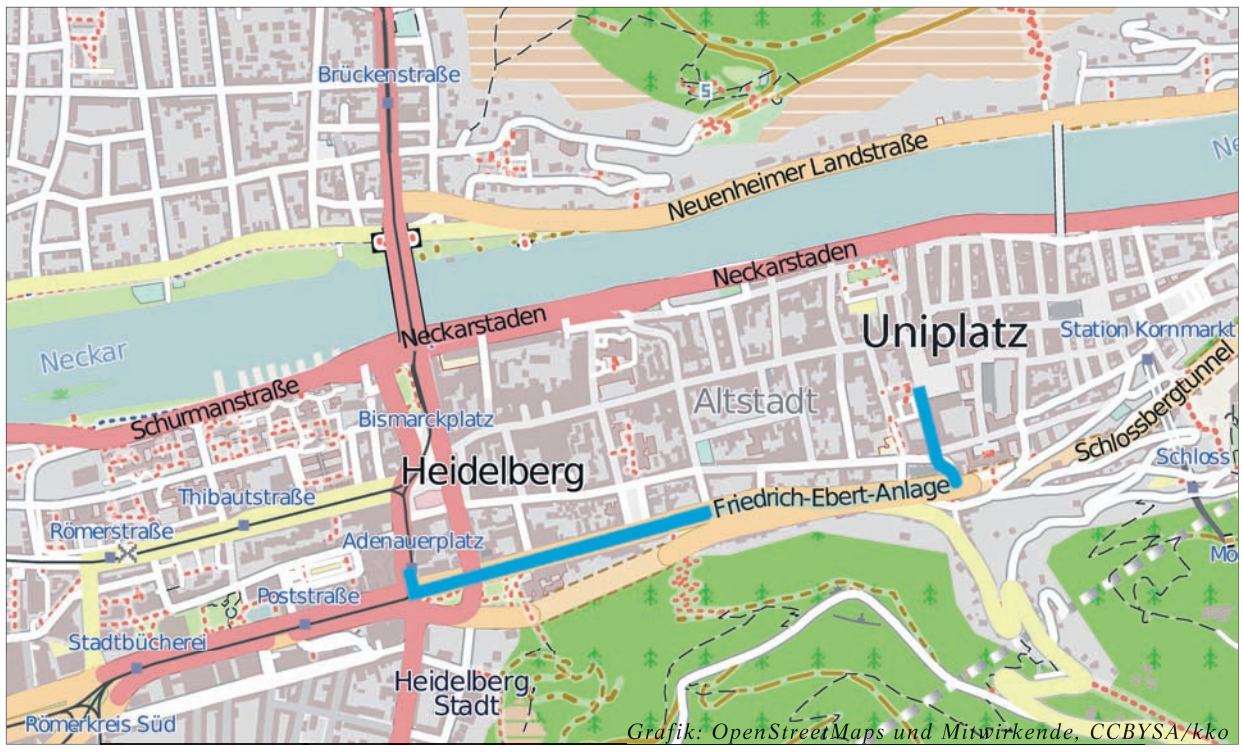
Der Gemeinderat der Stadt Heidelberg hat im vergangenen Mai den Bau des „Mobilitätsnetzes“ beschlossen, das unter anderem vorsieht, den Uni-Platz an das Schienennetz anzuschließen. Manch einer erinnert sich vielleicht: Bis 1976 gab es eine Straßenbahn, die den Bismarckplatz über die Hauptstraße mit dem Karlstor verband. Auf anderem Wege soll die Altstadt vielleicht bald wieder per Schiene zu erreichen sein.

Der Ausbau der Streckenverbindungen soll die beiden Universitätsstandorte Neunheimer Feld und Uniplatz miteinander verbinden. Auch könne mit dem längeren Schienennetz die Fahrgastzahl erhöht werden, sagt Nahverkehrsexperte Dieter Ludwig und spricht aus Erfahrung: Seit dem Umbau des öffentlichen Nahverkehrs in Karlsruhe von Bus zu Schiene sei die Anzahl der Fahrgäste um über 25 Prozent gestiegen. „Die Leute fahren lieber Bahn als Bus, denn sie lassen nicht das eigene Auto stehen, um mit einem anderen, größeren Auto zu fahren“ so Ludwig. Nicht zuletzt füge sich das Mobilitätsnetz auch in den Plan der Stadt ein, die CO2-Emissionen langfristig zu senken.

Die Strecke zum Uniplatz ist dabei nur ein Teil eines größer angelegten Umbauplans der Stadt. Im Rahmen des Mobilitätsnetzes sollen verschiedene Teilprojekte zusammen realisiert werden. Zum einen das Projekt der Neuenheimer Feld-Bahn, die den Campus, den Zoo und die Sportanlagen mit dem Straßenbahnnetz verbinden soll.

Eine weitere Baustelle ist die Haltestelle am Hauptbahnhof, bei der die Experten Bedarf nach Veränderung sehen: „Wer heute am Hauptbahnhof in Heidelberg ankommt, der muss erst einmal eine vielbefahrene Straße überqueren und dann an einem zu kleinen Bahnsteig warten“, sagt Volker Jäkle vom Ingenieursbüro Emch+Berger, das für die Planung des Mobilitätsnetzes verantwortlich ist.

Und schließlich ist da die Strecke zum Uniplatz, die Campuslinie, die über die Friedrich-Ebert-Anlage und die Grabengasse zum Uniplatz führen soll.



Hier soll die Strecke der geplanten Straßenbahnlinienerweiterung entlangführen.

Die Teilprojekte sollen zusammen angegangen werden, da Bundesfördergelder nur für Projekte ab einer bestimmten Summe vergeben werden. Andernfalls müsste die Stadt für die gesamten Kosten selbst aufkommen. Der vom Gemeinderat beschlossene Plan sieht vor, 2013 mit dem Bau der Neuenheimer Feld-Bahn und 2015 mit der Anbindung der Altstadt zu beginnen. Bis dahin ist noch viel zu tun und die Planung ist langwierig; allein die Studien zur Umweltverträglichkeit dauern eine ganze Vegetationsperiode, also ein Jahr. Und es gibt bereits Proteste der jeweiligen Anwohner gegen die neuen Bahnlinien.

Doch vor allem die noch nicht gesicherte Finanzierung des ehrgeizigen Bauprojekts könnte den grundsetzlichen Beschluss des Gemeinderates nichtig werden lassen: Noch ist eine Bundesförderung nicht beschlossen und so droht dem gesamten Projekt das Aus – noch bevor überhaupt der Grundstein gelegt worden ist. **(bw)**

Heißes Pflaster

Die Altstadtgassen erhalten einen neuen Belag

Die Straßen der Altstadt zwischen Hauptstraße und Schloss sollen in den kommenden Jahren einen neuen Bodenbelag erhalten. Den Anfang machen ab 2013 die Zwingerstraße und die Friedrichstraße. „Wir versuchen, die Neugestaltung mit ohnehin anstehenden Leitungsarbeiten der Stadtwerke zu verbinden“, erklärte Marit Reichelt vom Stadtplanungsamt bei einer Informationsveranstaltung für Bürger am 25. Oktober.

Stark befahrene Straßen wie die Zwingerstraße sollen, so Reichelt weiter, in der Mitte geteert werden. Der etwa acht Zentimeter hohe Gehsteig am Rand hingegen werde mit größeren Steinplatten gepflastert. „Zur Wahl stehen Platten aus Sandstein, Granit oder Porphyr, einer Mischung verschiedener vulkanischer Steinarten“. In kleineren Gassen hingegen sollen die Borde künftig ebenerdig sein, um den Bewegungsfreiraum zu vergrößern. Hier steht die Wahl zwischen Kopfsteinpflaster und größeren Platten jedoch noch aus. Die verschiedenen Optionen lassen sich bereits jetzt in der Krämergasse an einem Probeabschnitt begutachten.

An der Informationsveranstaltung waren den anwesenden Bürgern vor allem die Punkte Sicherheit und Komfort wichtig. So wird auch in den kleineren Gassen mit durchgehendem Pflaster der ehemalige Gehsteig noch deutlich im Muster zu erkennen sein. „Diesen Bereich könnte man auch als eine Art Sicherheitszone betrachten, damit beim Verlassen der Häuser vorbeifahrende Fahrräder und Autos keine Gefahr darstellen“, erklärte Reichelt.

Eine Anwohnerin hatte indes Vorbehalte gegen Kopfsteinpflaster: „Als Stewardess kann ich sagen: Das ruiniert einem die Absätze und wenn ich morgens mit meinem Rollkoffer zum Bus laufe, macht es außerdem einen ziemlichen Lärm.“ Welchen Belag die einzelnen Gassen letztlich erhalten werden und ob Heidelbergs Stewardessen künftig einen noch höheren Verschleiß an Absätzen einkalkulieren müssen, wird die Stadt in den kommenden Monaten entscheiden. **(dfg)**

Foto: dfg

Musterfläche für den neuen Straßenbelag in der Krämergasse

Brandschutz wichtiger als Party

Karlstorbahnhof muss einige Termine verlegen

Die Diskothek klub_k im Karlstorbahnhof ist seit Mitte Juli geschlossen: Der obere Raum im Kulturhaus erfüllt nicht die Brandschutzauflagen. Aus diesem Grund müssen die Veranstalter ihn bis zum Ende des Jahres auf den neuesten Stand der Technik bringen lassen.

Die Umbauarbeiten haben im klub_k bereits begonnen. Geplant sind unter anderem der Einbau einer Lüftungsanlage, Verbreiterung der Türen, Erneuerung der Sicherheitsbeleuchtung sowie der Umbau der Außentreppe.

In die Sanierung werden insgesamt 200 000 Euro investiert. Während des Umbaus legen die Veranstalter übergangsweise alle klub_k-Termine in den Saal oder ins Foyer. Beide Räume können nicht gleichzeitig bespielt werden und der Saal ist hauptsächlich den Konzerten vorbehalten. Deswegen werden einige der Termine laut Pressesprecherin Stephanie Staib auch entfallen.

Nun gibt es weitgehend unbestuhlte Konzerte im Saal des Karlstorbahnhofs. Dort haben nach wie vor 600 Personen Platz. Bestuhlte Konzerte werden nur noch 220 statt 300 Personen besuchen können. Allerdings werden die meisten dieser Veranstaltungen auf einen späteren Zeitpunkt verlegt.

Dadurch ergeben sich für den Karlstorbahnhof verschiedene Nachteile: Ingrid Wolschin, Chefin des Karlstorbahnhofs, ist besorgt über Qualität und Reputation der Konzerte, wenn angesehene Bands keine angemessene Bezahlung mehr erhalten. Zudem gibt es auch wirtschaftliche Verluste: hatte der Club doch vor den Bauarbeiten nie Gewinne erwirtschaftet, sondern nur kostendeckend gearbeitet.

Die finanziellen Einbuße, so hofft Staib, wird der Karlstorbahnhof bis zum Ende des Jahres wieder ausgleichen. Wenn alles nach Plan läuft, sollen dann die Bauarbeiten im klub_k beendet sein. **(col)**

Triplex-Post geschlossen

Uni baut stattdessen neue Seminarräume

Die Postbank hat ihre Filiale im Triplexgebäude Mitte Oktober geschlossen. Statt Briefen und Bankgeschäften gibt es stattdessen an dieser Stelle in Zukunft Seminare und Vorlesungen.

Postkunden können seit der Schließung die neue Filiale der Deutschen Post in der Plöck 91 nutzen. Kunden der Postbank müssen hingegen auf die Filiale in der Sofienstraße, Nähe Bismarckplatz ausweichen. Dort befindet sich auch der nächste Geldautomat der Cashgroup. Somit gibt es für Kunden der großen deutschen Privatbanken keine hauseigenen Automaten mehr in der Altstadt.

Die freigewordenen Räume im Triplexgebäude sollen nach Auskunft des Universitäts-Bauamts zu einem oder mehreren Seminarräumen umgebaut werden. Diese sollen nicht einzelnen Instituten zugeschlagen werden, sondern als allgemeine Räume allen Fakultäten zur Verfügung stehen. Das Bauamt hofft darauf, die Umbauten bis zum kommenden Sommersemester abschließen zu können. Unter Umständen dauern die Arbeiten aber auch noch bis zum Wintersemester 2012/2013 an, so ein Sprecher gegenüber dem *ruprecht*.

Die Umbauten stehen nicht in direktem Zusammenhang mit den grundlegenden Bauarbeiten in der Universitätsbibliothek. Diese wird seit 2009 in ihrem alten Gebäude umstrukturiert. Gleichzeitig wird die Bibliothek in das Triplexgebäude hinein erweitert. Nach dem Umzug der Wirtschaftswissenschaften und der Soziologie konnten deren ehemalige Räume umgenutzt werden. Dabei sollen vor allem mehr Lernplätze entstehen. Außerdem soll das Bestandsangebot erweitert werden, damit mehr Bücher im Freihandbereich der Ausleihe verfügbar sind. Zur Zeit finden daher Arbeiten an der Fassade der Triplexmensa und im Bereich der ehemaligen Postfiliale statt. **(bju)**

Letztes großes Kino schließt

Lux-Harmonie stellt Spielbetrieb ein – Alternativen erst in einigen Jahren

Eigentlich sollte erst in zwei Jahren Schluss sein, doch jetzt kommt alles schneller als gedacht: Bereits zum Jahresende zieht sich der Kinobetreiber Cinestar aus Heidelberg zurück und schließt das Lux-Harmonie. Bis zur Eröffnung eines neuen Hauses werden mehrere Jahre vergehen.

Foto: kko

Nur noch bis Ende Dezember zeigt das Lux-Harmonie Filme, danach gibt es in der Stadt kein Mainstream-Kino mehr.

Noch stehen die Kinobesucher Schlange quer über die Hauptstraße. Der Samstag-Abend Anfang November scheint ein einträgliches Geschäft zu werden für die Kino-Betreiber des letzten großen Kinos in Heidelberg. Doch das Lux-Harmonie, das bereits seit den 1950er Jahren als Lichtspielhaus existiert, wird aller Voraussicht nach nur noch bis Ende des Jahres Kinofilme zeigen. Die Betreiberfirma Cinestar, die das Kino vor einigen Jahren aus der Konkursmasse der insolventen UFA übernommen hatte, zieht sich aus Heidelberg zurück. Nach ihren Angaben ist das Lux-Harmonie nicht mehr profitabel und müsste grundlegend erneuert werden. Zwar hegen einige Angestellte den Plan, das Kino in Eigenregie zumindest vorübergehend weiterzuführen. Doch gibt es bislang keine Einigung mit dem Besitzer des Gebäudes, der den Pachtvertrag ohnehin für Ende 2013 gekündigt hatte.

Damit befände sich Heidelberg in der deutschlandweit einmaligen Situation, dass es im gesamten Stadtgebiet kein einziges großes Mainstream-Kino mehr gibt. Seit den 1990er Jahren erlebt die Stadt einen konstanten Rückgang der Kinoszene, der den allgemeinen Rückgang in Deutschland bei weitem übertrifft. Während sich in Mannheim und dem Umland sowohl große Mainstream- als auch kleine Programmkinos profitabel etabliert haben, wurden in der ehemaligen Kinohochburg zuletzt die traditionellen Spielstätten Schloß-Kino und Studio-Europa geschlossen.

Um die Problematik zu lösen, versuchen Politik und Stadtverwaltung seit Bekanntgabe der kurzfristigen Schließung des Lux-Harmonie verstärkt, langfristige Alternativen zu finden. Ein Neubau soll mit Unterstützung der Stadt realisiert werden. „Wir erarbeiten schon seit einiger Zeit mögliche Standorte für einen Kinoneubau“, beteuert Matthias Friedrich von der Stadt Heidelberg. „Konkret geht es um Grundstücke rund um den Hauptbahnhof und den neuen Stadtteil Bahnstadt, aber auch ein Parkplatz in der Friedrich-Ebert-Anlage ist im Gespräch.“ Kurzfristig versucht die Wirtschaftsförderung außerdem, eine provisorische Zwischenlösung zu finden. Denn bis ein solches Bauvorhaben realisiert werden kann, werden noch Jahre vergehen. „Im Moment sondieren wir aber noch die Lage, da ist noch nichts spruchreif“, so Friedrich.

Dabei ist die Situation eigentlich nicht neu. Bereits vor knapp 20 Jahren gab es ähnliche Diskussionen über einen Kinoneubau in Heidelberg. Schon damals hatten Experten die Notwendigkeit einer langfristigen Planung erkannt und ein Konzept gegen das Kinosterben gefordert. Im Wesentlichen ging es dabei sogar um dieselben möglichen Standorte wie in der aktuellen Diskussion. Doch eine Einigung konnte in Heidelberg nicht erzielt werden. „Letztlich fehlte wohl auch der akute Problemdruck bei den Verantwortlichen“, vermutet Christian Spickert. Der Mannheimer Kinobetreiber hätte Interesse am Betrieb eines neuen Lichtspielhauses. „Ein Kinostandort braucht Abwechslung, um für die Besucher attraktiv zu sein. Man muss heutzutage ein breites Angebot an Filmen bieten, die Leute wollen Mainstream und Arthouse zusammen in einer Stadt sehen können. Aber dafür braucht man eben auch eine entsprechende Anzahl an Leinwänden.“

Momentan durchlaufen die Pläne für einen neuen Kinostandort noch einzelne Stadtteilbeiräte und den Jugendgemeinderat, die zum Thema angehört werden sollen. Am 15. Dezember behandelt dann der Gemeinderat das Thema und stimmt unter Umständen für ein neues Kinokonzept in Heidelberg. Zwei Wochen, bevor im Lux-Harmonie wohl endgültig die Lichter ausgehen. **(bju)**

Kreativität im Gaswerk

In den „breidenbach studios“ wird Kunst gelebt

Vor kurzem, so erzählt der Heidelberger Kulturbürgermeister Joachim Gerner scherzhaft, sei ein älterer Herr bei einer Besichtigung der „breidenbach studios“ erschienen, eine Propangasflasche in der Hand, und habe gefragt, ob es hier wieder Gas gebe. Das musste er dann verneinen. Gas gibt es hier nicht mehr, dafür aber Kunst.

Dabei war die Frage durchaus naheliegend, denn einst befand sich in dem Gebäude tatsächlich eine Propangas-Füllstation. Dann stand es jahrelang leer. Noch immer erinnert die Tafel neben der eisernen Tür daran und die Inschrift im Inneren: „Nicht rauchen!“ Und noch immer erinnert der Betonbau an ein verfallenes Industriegebäude, mit seiner nüchternen, quadratischen Form, mit seinen besprayten Außenwänden, den trüben Fenstern, der verrosteten Treppe, dem Unkraut auf dem Dach. Das Innere sieht aus, als sei das Gebäude eben zum ersten Mal wieder geöffnet worden, die Wände sind noch weitestgehend kahl und leer, es wirkt alles sehr provisorisch, ganz so, wie man sich eine Kunstfabrik vorstellt. Wie bei der gegenüberliegenden Hebelhalle ist auch hier ein leer stehender Zweckbau genutzt worden, um einen Ort der Kunst zu schaffen – einen „Ort kreativen Schaffens und Miteinanders“, wie es das Transparent bei der Eröffnungsfeier verkündet.

Bereits im März 2001 haben die vier Heidelberger Jungunternehmer Shiva Hamid, Pascal Baumgärtner, Michael Geiße und Paul Heesch die „breidenbach studios“ gegründet. Ihr Ziel ist es, Kreativen und noch unbekannten Künstlern aus verschiedenen Bereichen einen künstlerischen Freiraum zu geben, einen Ort, an dem sie ihre Projekte verwirklichen können.

Am vorletzten Samstag wurden die Studios dann schließlich mit einem Sektempfang, mit Reden und einer Zaubershow feierlich eröffnet.

In neun Räumen, die man für begrenzte Zeit mieten kann, haben die Künstler dann die Möglichkeit, zu experimentieren, sich auszuprobieren, zu arbeiten und Gleichgesinnte zu treffen. So sind bereits verschiedene Sparten in den neun Ateliers, Werkstätten und Übungsräumen vertreten: Im Obergeschoss findet man Medien- und Objektkunst, Social-Media-Entwicklung und Kulturwissenschaft, im Untergeschoss Musikproduktion, Mode- und Lampendesign. Einmal im Monat werden die Räume der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Für drei Jahre haben die Initiatoren das Gebäude von der Stadt Heidelberg gemietet. Sie sind damit Teil eines Projekts, das vorsieht, ungenutzte, leer stehende Gebäude zu Kunst- und Kulturzentren zu machen. Wie es nach Ablauf der drei Jahre weitergeht, weiß aber noch niemand. **(mab)**

Foto: Tamara Tucev

v.l.n.r.: Paul Heesch, Shiva Hamid, Michael Geiße, Pascal Baumgärtner.

heidelberger historie

Heidelberger Spargel

Nur selten spielen Agrarerzeugnisse eine Rolle im gesellschaftspolitischen Geschehen. Doch am 26. Mai 1935 fand sich ein beliebtes deutsches Frühlingsgemüse in ebensolcher Position. Die Rede ist vom deutschen Spargel.

Fünf Tage zuvor hatten sich einige, wohl angetrunkene Mitglieder des Heidelberger Corps Saxo-Borussia nach eigenen Feierlichkeiten gegen 22 Uhr in ihr Stammlokal, das Wirtshaus „Zum Seppl“, in der Hauptstraße 213 begeben. Zur gleichen Zeit wurde im Radio eine Rede Adolf Hitlers vor dem Reichstag, seine sogenannte „Friedensrede“, ausgestrahlt. Auch die Gäste im „Seppl“ lauschten der Übertragung.

Am darauffolgenden Tag, dem 22. Mai, kamen jedoch Vorwürfe auf, wonach die Corps-Studenten durch auffälliges und „ungebührliches Verhalten“ die anderen Gäste am Hören der Rede gestört hätten. Mit diesen Anschuldigungen konfrontiert, bat das Corps Saxo-Borussia nicht nur den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) und die Deutsche Studentenschaft, der sie politisch unterstanden, sondern auch den Universitätsrektor Wilhelm Groh um Entschuldigung. Ohne weitere Konsequenzen nahm man die Entschuldigung allseits an und ließ die Vorkommnisse auf sich beruhen.

Doch innerhalb der bereits seit 1933 gleichgeschalteten Presse fielen die Geschehnisse vom 21. Mai 1935 auf deutlich fruchtbareren Boden. Die Situation erreichte jedoch erst mit den Ereignissen des 26. Mai als „Heidelberger Spargelaffäre“ ihren Höhepunkt.

An diesem Sonntag saßen abermals 13 Saxo-Borussen im Gasthaus „Zur Hirschgasse“ beisammen, diesmal zum Spargelessen. Während des Tischgesprächs sollen auch die Essgewohnheiten des Reichskanzlers zur Sprache gekommen sein. Man war sich nicht ganz sicher, ob Adolf Hitler seinen Spargel nun „mit Messer, Gabel oder Pfoten“ äße.

Schon lange waren die Korporationen der NSDAP-Führung ein Dorn im Auge, auch wenn viele der Verbindungsstudenten selbst Anhänger der nationalsozialistischen Ideen waren und sich einige Korporationen dem Alleinvertretungsanspruch des NSDStB widerstandslos beugten. Verkörperten die Verbindungen doch laut Reichsjugendführer Baldur von Schirach Ideale wie „verlogene Altheidelberg-Romantik und arbeiterfeindliches Feudalwesen“, was sie zu „Feinde(n) der sozialistischen Nation macht(e)“.

So hätten besonders die Vorfälle in Heidelberg „ein furchtbares Bild der Verrohung und Zuchtlosigkeit, ja abgrundtiefen Gemeinheit einer kleinen Clique von Korporationsstudenten, die lärmt und säuft, während Deutschland arbeitet“ geliefert.

Als Folge des „Heidelberger Spargelessens“ nutzte die nationalsozialistische Regierung die entstandene Empörung und erhöhte den Druck auf alle Korporationen. Daran beteiligte sich auch die Presse. Die häufig adligen Corps-Angehörigen wurden regierungskonform als „dummes“, „dekadentes“ und „reaktionäres“ Feindbild stilisiert. Adolf Hitler selbst sprach sich am 15. Juli 1935 in einer internen Konferenz für einen „langsamen Tod“ der Korporationen aus.

Für das Corps Saxo-Borussia hatten die Ereignisse nicht nur den Ausschluss aus der Gemeinschaft schlagender Verbände zur Folge. Das Verhalten des gesamten Corps und der einzelnen Beteiligten wurde auch während eines Disziplinarverfahrens durch die Universität geprüft. Als Konsequenz erhielten einige Studenten Verweise von der Universität, ein Senior wurde für kurze Zeit inhaftiert und das Corps selbst suspendiert.

In letzter Instanz zog das „Heidelberger Spargelessen“ schließlich das Verbot aller Korporationen im Dritten Reich nach sich. So gliederten sich bis Mitte 1936 die Verbindungen entweder in nationalsozialistischen Organisationen ein oder lösten sich selbst auf. **(kko)**

Zellen auf der Rennbahn

Heidelberger Forscher suchen schnellste Zelle

Einhundert Teilnehmer, sechs Rennstrecken auf der ganzen Welt, eine Distanz von 0,1 Millimeter und kein gemeinsames Ziel: So sieht das internationale Zellenrennen aus.

Foto: rja

Eingesetztes Phasenkontrastmikroskop im Nikon Imaging Center.

Unbeachtet von Sportbegeisterten fiel in Heidelberg der Startschuss für einen außergewöhnlichen Wettlauf: Zellen von Mensch, Maus und anderen Tieren traten auf einer Strecke von einem Zehntel Millimeter gegeneinander an. Die Grundlage bildeten schmale, parallele Rennspuren aus Fibronektin, einem Protein, das auch in der Natur Zellen aktive Ortsveränderung – Zellmigration – ermöglicht. Dazu sprießen aus den Zellen Fortsätze, die der Fortbewegung dienen.

Mit modernen Lichtmikroskopen wurden diese Bewegungen aufgenommen, wobei allein in einer Nacht Daten von 70 Gigabyte Größe entstanden. Nicht nur Heidelberg nahm am sogenannten „World Cell Race“ teil, sondern auch Labore in San Francisco, Boston, London, Paris und Singapur. Die Suche nach der schnellsten Zelle unter den 100 Teilnehmern ist zwar abgeschlossen, aber die Ergebnisse sind noch nicht veröffentlicht.

Die Idee zum „World Cell Race“ stammt vom französischen Biophysiker Manuel Théry aus Grenoble, der sich bereits seit längerem mit der Zellmigration beschäftigt. Die Umsetzung ist jedoch vor allem den beteiligten Instituten und Partnern aus der Wirtschaft zu verdanken.

Darunter fallen auch das Heidelberg Bioquant und das angelagerte Nikon Imaging Center der Universität Heidelberg, welches vom japanischen Optik-Unternehmen Nikon gefördert wird. Ein Grund für die Teilnahme war der Spaß am Projekt, sagt der zuständige Projektleiter Holger Erfle, Leiter des RNAi Screening Facility. Andererseits zeichne sich diese Forschung dadurch aus, dass in einem standardisierten Verfahren die Geschwindigkeit von 100 Zellen festgestellt werden konnte. Im menschlichen Körper gebe es nämlich eine viel zu hohe Anzahl von Parametern, so Ulrike Engel, Direktorin des Nikon Imaging Center. So könnte dieses Projekt der Krebsforschung dienen, denn entartete Zellen können sich unter anderem schneller fortbewegen als normale Zellen und so Metastasen bilden.

> In einer Nacht sind im Labor 70 Gigabyte Videomaterial entstanden

Holger Erfle sieht hier jedoch keine Möglichkeit zur direkten Anwendung, die Geschwindigkeit unter Standardbedingungen im Labor lasse sich nicht mit der im Körper vergleichen. Es gebe jedoch die Möglichkeit des Ausweitens, man könne weniger Zellen verwenden und zugleich ein RNA-Screening anwenden.

Bei einer internen Auswertung ist den beiden Forschern eine Zelle aufgefallen, die im ständigen Wechsel rollte, sich dann anheftete und wieder rollte. Eine sehr ungewöhnliche, aber schnelle Art der Fortbewegung.

Bei Fibroblasten, Bindegewebszellen, die unter anderem selbst Fibronektin synthetisieren, konnten sie dagegen eine stärkere Adhäsion beobachten, die zur Verlangsamung der Zelle führte.

Als schnellste Zellen werden in der Fachwelt derzeit die neutrophilen Granulozyten gehandelt. Erfle zweifelte dies gegenüber dem ruprecht an: Zwar seien diese Zellen im Körper in der Immunantwort zu einer schnellen, gerichteten Bewegung fähig, aber im Versuch fehle der Stimulus für die gerichtete Bewegung. Dabei war es jedoch unerheblich, in welche Richtung sich die Zellen bewegten. So sind einige Zellen sogar rückwärts gelaufen und könnten trotzdem Sieger werden.

Auch Doping stellte kein Tabu für die Forscher dar. Gentechnisch veränderte Zellen, die Proteine überexprimieren, könnten sich schneller bewegen. Somit lasse sich feststellen, welche Gene für Proteine codieren, die die Zellmigration steuern.

Übrigens erhält nicht nur die schnellste Zelle eine Ehrung, sondern auch die langsamste. Diese werden auf der Siegerehrung im Dezember bekannt gegeben, die auf der alljährlichen Tagung der Amerikanischen Gesellschaft für Zellbiologie (ASCB) stattfindet.

Holger Erfle könnte sich durchaus ein neues Projekt vorstellen. „Mit den ersten Versuchen hat man in Heidelberg viele Erfahrungen gesammelt und kann jetzt weiterführende Versuche planen“, sagt Ulrike Engel. **(rja)**

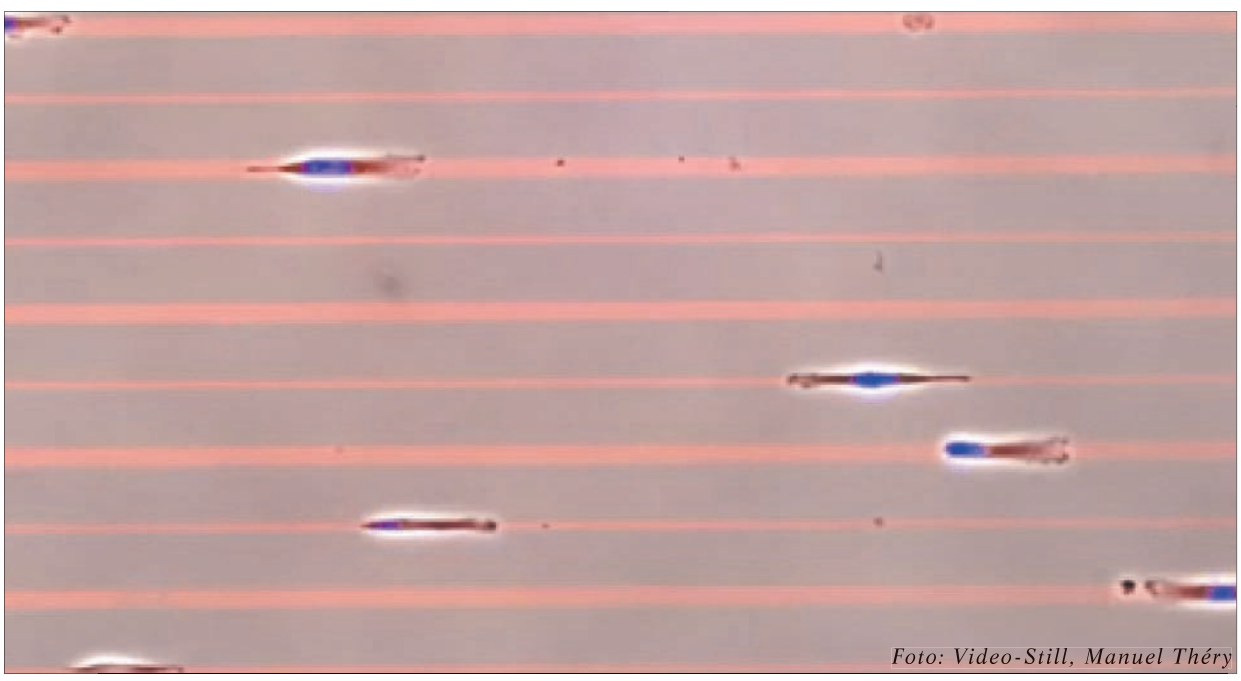


Foto: Video-Still, Manuel Théry

Die Zellen beim „World Cell Race“ auf ihren Bahnen aus Fibronektin.

Studiengebühren doch kein Hindernis?

Neue Studie stellt keine Abschreckung fest

Eines der Hauptargumente gegen Studiengebühren ist die abschreckende Wirkung, die sie entfalten. Ob die Gebühren aber tatsächlich Abiturienten von der Aufnahme eines Studiums abhalten, ist unter Wissenschaftlern umstritten. Die aktuellste Studie, vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) erarbeitet, fand keine Hinweise darauf, dass die Studierneigung durch Gebühren gemindert wird.

In Deutschland gibt es Studiengebühren erst seit wenigen Jahren. Ganze dreißig Jahre lang war das Studium in Deutschland gebührenfrei. 2005 kippte das Bundesverfassungsgericht ein geplantes Gebührenverbot der damaligen rot-grünen Bundesregierung, da es in die Gesetzgebungskompetenz der Bundesländer eingreife. Seitdem sind die Gebühren Ländersache. Sieben Bundesländer – Bayern, Baden-Württemberg, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen und das Saarland – führten daraufhin Studiengebühren von zumeist 500 Euro pro Semester ein.

Unter Studenten brach daraufhin ein Sturm der Entrüstung los. Es kam zum Bildungsstreik, zu Großdemonstrationen und Hörsaalbesetzungen. Studiengebühren beherrschten Medien und Landtagswahlkämpfe. Gleich zwei Studien untermauerten zunächst die Vermutung, dass die „Unimaut“ die Studierneigung negativ beeinflusst. Bei der ersten Studie handelte es sich um eine Untersuchung des Hochschul-Informations-Systems (HIS) aus dem Jahr 2008. Sie untersuchte, ob Studienberechtigte, die sich gegen ein Studium entschieden hatten, in Studiengebühren einen Grund für ihre Entscheidung sahen.

> „Unimaut“ schreckt ab, so frühere Studien

Tatsächlich stellte die Studie eine Abschreckung von 1,4 bis 4,4 Prozent der Studienberechtigten des Jahres 2006 fest, in ganzen Zahlen immerhin 6000 bis 18 000. Bei jungen Frauen und Jugendlichen aus nichtakademischen Haushalten sei die Abschreckungswirkung besonders hoch. Sechs Prozent gaben an, gezielt an eine Hochschule gehen zu wollen, an der keine Gebühren verlangt würden – die sogenannte „Gebührenflucht“.

Die HIS-Studie wurde jedoch vielfach kritisiert: Allein die Fragestellung lege nahe, den Studienverzicht mit Studiengebühren zu begründen, obwohl vielleicht ganz andere Gründe eine Rolle gespielt haben.

Auch die zweite Studie ist umstritten. Die Untersuchung der Universität Mannheim basierte auf Daten des Statistischen Bundesamtes und stellte ebenfalls einen negativen Effekt der Gebühren fest. Doch sie erfasste nur jene Studienberechtigten, die in gleichen Jahr ihr Studium begannen, in dem sie die Hochschulzugangsberichtigung erlangten. Ein Großteil der jungen Männer, die erst noch Wehr- und Zivildienstes leisteten, wurden so nicht erfasst.

Die neue WZB-Studie verfolgt einen anderen Ansatz: das „Difference-in-differences“-Verfahren. Das Verfahren gilt unter Sozialwissenschaftlern als die am besten geeignete Methode, um Folgen von Gesetzesänderungen zu beurteilen. Dabei werden zwei Gruppen mit gleichen Ausgangsbedingungen beobachtet, von denen eine beeinflusst wird.

Im konkreten Fall bedeutet dies, dass man die Entwicklung der Studierneigung in den Bundesländern mit Gebühreneinführung mit der in den anderen verglichen hat, und zwar mit Erhebungen jeweils vor und nach der Einführung. Die Autoren werteten hierfür Daten aus der HIS-Studie erneut aus. Die Entwicklung in den Ländern ohne Studiengebühren wurde auf die anderen Länder umgerechnet, um deren „Normalverlauf“, also die vermutliche Entwicklung ohne die Einführung der Studiengebühren, abzuschätzen. Diesen Schätzwert verglichen sie dann mit der tatsächlichen Entwicklung.

> Die neue Studie stellt keine Abschreckung fest

Im Gegensatz zu den früheren Studien konnten die Autoren so keineswegs einen Rückgang an Studienanfängern in den Ländern mit Studiengebühren feststellen. In der Tendenz entwickelte sich die Anzahl der Erstsemester in diesen Ländern sogar überdurchschnittlich. Die Autoren folgerten daraus, dass zumindest die bisher üblichen Gebühren von maximal 500 Euro die Studierneigung nicht negativ beeinflussen. Eine mögliche Erklärung hierfür sei die Erwartung, durch eine bessere Studienqualität ein Studium eher erfolgreich zu absolvieren und durch die Signalwirkung später höhere Chancen am Arbeitsmarkt zu haben.

Trotz des methodisch etablierten Vorgehens wird aber auch die WZB-Studie kritisiert. Sie untersuche nur die Studierneigung, aber nicht, wer auch wirklich ein Studium beginnt. Die Ergebnisse könnten dadurch verfälscht werden, dass sich viele Abiturienten noch keine Gedanken über ihre Studienfinanzierung machen, ja einige sich nicht einmal wirklich im Klaren darüber sind, dass sie Studiengebühren bezahlen müssen. Zwar wäre eine Ausweitung der Befragung durch eine entsprechende Nachuntersuchung sicher aufschlussreich gewesen. Die Autoren verweisen jedoch auf Parallelbefragungen aus den Vorjahren, die eine hohe Übereinstimmung von Studienabsicht und Studienbeginn belegen.

> Studenten erhoffen durch Gebühren besseres Studium

Doch ob sie nun viele vom Studium abhalten oder nicht, Studiengebühren bleiben ein Streitthema. Unter den Studierenden sind die Gebühren so unbeliebt, dass einige Länder bereits reagiert haben. Hessen, Hamburg und das Saarland haben die Gebühren wieder abgeschafft.

In Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen steht die Abschaffung bevor. Und auch in Bayern wird mittlerweile darüber nachgedacht. Sollten die Studiengebühren weniger als ein Jahrzehnt nach ihrer Entstehung wieder verschwinden, hätte sich diese Diskussion ohnehin erübrigt. **(mab)**

„Durch Dick und Dünn“

Studie erklärt Zusammenhang von Partnerschaft und Körpergewicht

In seiner jüngst veröffentlichten Studie beschäftigt sich der Heidelberger Soziologe Thomas Klein mit den Auswirkungen von Partnerschaft und Partnermarkt auf das Körpergewicht. Im Gespräch erläutert er sein Interesse an dem Thema sowie die Erkenntnisse und die Praxisrelevanz der Studie.

Das Gespräch führten Isabella Freilinger und Eileen Passlack

Woher kommt Ihr Interesse für den Zusammenhang von Partnerschaft und Körpergewicht?

Das Ganze steht im Kontext eines großen Projektes, das seit vielen Jahren von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wird. Es geht dabei um die Beschreibung von Partnermärkten.

Worin genau lag dabei Ihr Erkenntnisinteresse?

Das Erkenntnisinteresse ist im Grunde eine Forschungslücke. Wir wissen bereits, dass das Körpergewicht nicht nur genetisch determiniert ist und es gewisse soziale Unterschiede gibt. Zum Beispiel haben in Industrieländern Menschen aus der Unterschicht, im Gegensatz zu noch vor 100 Jahren, tendenziell ein höheres Gewicht als Menschen aus der Oberschicht. Der Einfluss von Partnerschaft auf das Gewicht war bisher aber noch relativ unerforscht.

In Ihrer Untersuchung sprechen Sie von der Konkurrenz auf dem Partnermarkt. Wie definieren Sie Konkurrenz?

Es ist nicht ausschlaggebend, wie viele Männer und Frauen es auf dem Partnermarkt insgesamt oder in einer Altersgruppe gibt. Das neue an der Studie ist, dass wir das soziale Umfeld, zum Beispiel den Arbeitsplatz und die Freizeitaktivitäten, berücksichtigt haben. Wie viele Männer und Frauen sich in diesem Umfeld bewegen, ist für die Gelegenheiten des Kennenlernens von großer Bedeutung.

Gibt es Unterschiede zwischen den sozialen Umfeldern?

Ja auf jeden Fall, aber wir sind gerade erst dabei, mehr darüber rauszufinden.

Steigert „Dünn-Sein“ tatsächlich die Attraktivität, oder sind es bloß die eigenen Ängste, die die Partnersuchenden zum Abnehmen bewegen?

Diese Frage lässt sich schwer beantworten. Was wir berechnet haben, ist der Einfluss des Partnermarktes auf das Gewicht. Meiner Meinung nach geht es nicht so sehr um das „Dünn-Sein“, Übergewicht allerdings stellt sicher ein Problem bei der Partnersuche dar.

Sie sagen, dass Menschen in unglücklichen Partnerschaften abnehmen würden, um auf dem Partnermarkt bessere Chancen zu haben. Ist es nicht auch möglich, dass sie aus Frust die Lust am Essen verlieren und deshalb abnehmen?

Wir wissen, dass Menschen in unglücklichen Partnerschaften abnehmen. Über die Gründe lässt sich aber nur spekulieren.

Foto: Michael Doh

Thomas Klein über den Zusammenhang von Partnerschaft und Übergewicht

Aber kann es vielleicht auch sein, dass Übergewichtige andere Übergewichtige attraktiver finden?

Ein weiteres Ergebnis der Studie ist, dass Gewichtsähnliche zusammenfinden, nach dem Motto „Gleich und Gleich gesellt sich gern“. Das muss aber nicht heißen, dass es auch das ist, wonach die Betreffenden suchen.

Was würden Sie Partnerlosen raten, um auf dem Partnermarkt erfolgreich zu sein?

Nun ja, das Gewicht ist sicher nicht vollkommen unbedeutend.

Sie empfehlen Partnerlosen also, abzunehmen?

Ja, aber nur Übergewichtigen - denn Untergewicht ist bestimmt genauso wenig attraktiv.

Was sagt die Studie Ihrer Meinung nach über das Schönheitsideal in Deutschland aus?

Wir können durch die Studie nicht auf das Schönheitsideal schließen. Insbesondere, weil bislang noch nicht untersucht wurde, in welchem Gewichtsbereich die Zunahme und Abnahme stattfindet.

Was sind die zentralen Erkenntnisse der Studie?

Die große Forschungslücke bestand bisher darin, dass man zwar etwas über den Zusammenhang von Körpergewicht und Partnerschaft wusste, aber nicht, wie sich der Partner auf das eigene Gewicht auswirkt. Eine ganz neue Erkenntnis ist, dass die Gewichtsähnlichkeit ein Ergebnis der Partnerwahl ist und nicht der angeglichenen Lebensgewohnheiten. Wir wussten auch nicht, dass es eine Rolle spielt, wie gut eine Partnerschaft ist.

Worin sehen Sie die Praxisrelevanz Ihrer Untersuchung? Sollten zum Beispiel Paare aufgrund ihres höheren Gewichtes höhere Beiträge zur Krankenversicherung zahlen?

Nein, das kann man so nicht interpretieren. Ein etwas höheres Gewicht muss nicht ungesund sein. Ungesund ist Bewegungsmangel, der auch zu Übergewicht führen kann. Die Ergebnisse zeigen allerdings, dass sich eine Partnerschaft nicht geradewegs positiv auf die Gesundheit und das Gesundheitsverhalten auswirkt, wie häufig angenommen. Möglicherweise kommt es auf den jeweiligen Aspekt des Gesundheitsverhaltens an, auf die Qualität der Partnerschaft und unter Umständen auch auf die Person des Partners. Um dies herauszufinden und auch zu praxisrelevanten Empfehlungen zu kommen, haben wir gerade ein weiteres DFG-Projekt begonnen, das sich mit den „Auswirkungen des Wandels der Partnerschafts- und Familienbiografie auf die Gesundheit und das Gesundheitsverhalten“ beschäftigt.

Zur Studie „Durch Dick und Dünn“

In seiner Studie „Durch Dick und Dünn“ untersuchte der Heidelberger Soziologe Thomas Klein den Einfluss von Partnerschaft und Partnermarkt auf das Körpergewicht. Damit widmete er sich einem bisher wenig erforschten Thema. Die Studie entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

Datengrundlage ist dabei der „Partnermarktsurvey“ 2009, eine für Deutschland repräsentative Befragung von rund 2000 Personen zwischen 16 und 55 Jahren. Die Untersuchung berücksichtigt erstmals die Bedingungen des Partnermarkts und ihren Einfluss auf die Motivation zur Gewichtskontrolle.
In seiner Studie kam Klein zu insgesamt fünf zentralen Erkenntnissen:

1. Eine Partnerschaft geht meist mit einer Zunahme des Körpergewichts einher.
2. Nicht-Übergewichtige haben bessere Chancen, auf dem Partnermarkt erfolgreich zu sein, als Übergewichtige.
3. Je größer die Konkurrenz auf dem Partnermarkt ist, desto größer der Gewichtsunterschied zwischen Personen in Partnerschaften einerseits und Alleinstehenden andererseits.
4. Die Ähnlichkeit des Body-Maß-Index (BMI) von Partnern ist ein Ergebnis der Partnerwahl, und nicht eines Anpassungsprozesses während der Partnerschaft.
5. Menschen in unglücklichen Partnerschaften verlieren an Gewicht, möglicherweise um wieder bessere Chancen auf dem Partnermarkt zu haben.

Wikipedia als Indikator

Forscher entwickeln Index zu politischer Stabilität

„Wikipedia ist nicht wissenschaftlich und deshalb nicht als Quelle geeignet.“ So oder ähnlich haben wir es etliche Male in Schule und Uni gehört. Dass die Online-Enzyklopädie gar nicht so nutzlos ist, haben Heidelberger Forscher vor Kurzem gezeigt. Im Juni stellten sie im Fachblatt *PlosOne* ihren „Wikipedia-Dispute-Index“ vor.

Anhand der Zahl der Links in kontroversen Wikipedia-Artikeln, die zu einzelnen Ländern führen, lesen sie deren geopolitische Stabilität ab. „Das Ergebnis war schwer vorauszusehen, aber ich habe nicht damit gerechnet, dass die Korrelation so hoch sein würde“, freut sich Robert Russell, der als Professor für Zellulare Netzwerke arbeitet.

Der Index enthält mittlerweile 138 Länder und Regionen der Welt. Als besonders stabil gelten demnach viele nordamerikanische und europäische Länder. Kritisch dagegen wird die Lage in Teilen des Mittleren Ostens, im Kosovo und in Nordkorea eingeschätzt.

Untersucht wird ein Land, sobald es mehr als 20 solcher Links gibt. Als kontrovers eingestufte Beiträge werden von Wikipedia als solche gekennzeichnet. Der jeweilige Rang wird dann durch einen Logarithmus ermittelt und zweimal wöchentlich aktualisiert.

Das Ergebnis stimmt erstaunlich gut mit anderen Untersuchungen überein. Im Vergleich mit dem „World Bank Policy Research Aggregate Governance Indicator“ und dem „Political Instability Index“ waren die Unterschiede nicht größer als zwischen den beiden offiziellen Messungen. Dabei sind diese Verfahren viel umständlicher.

Das Ziel der Forscher ist hoch gesteckt. „Wir wünschen uns, dass wir eines Tages anhand des Index Veränderungen erkennen können, bevor etwas wirklich passiert“, erklärt Russell. Ob das wirklich funktioniert, stehe noch nicht fest. Allerdings hätte man bereits zeitgleich mit Beginn des Arabischen Frühlings Veränderungen bemerkt.

Die Idee, durch netzwerkähnliche Verbindungen Rückschlüsse auf gewisse Eigenschaften zu ziehen, ist nicht neu. Tatsächlich wandten die Forscher ein ähnliches Prinzip an, wie es in der Biologie üblich ist. Durch Experimente wird dort beispielsweise ermittelt, wie sehr ein unbekanntes Protein mit bereits bekannten zusammenhängt. Je komplexer die Verbindung, desto ähnlicher werden dessen Funktionen eingestuft. „Guilt by association“ – Schuld durch Verbindung – lautet das Konzept.

„Mittels sozialer Netzwerke untersuchen wir nun auch andere Aspekte, die über politische Stabilität hinausgehen“, kündigt Russell an. **(mov)**

Wie Essen einfacher wurde

Mannheimer Ausstellung erklärt Industrialisierung von Nahrungsmitteln

Fertigprodukte werden in der heutigen Gesellschaft oft für selbstverständlich gehalten. Doch wie kommen wir dazu, eine Tütensuppe dem selbsgemachten Produkt vorzuziehen? Die neue Sonderausstellung des Technoseums in Mannheim versucht, solche Fragen zu beantworten.

Früher war alles besser, das behaupten zumindest in Erinnerungen schwelgende Großeltern gerne. Doch war es das wirklich? Es kommt natürlich darauf an, wie man „früher“ definiert. Und auch, welchen Aspekt man betrachtet. Früher, erklärt Kai Budde und meint damit vor ca. 150 Jahren, habe eine Hausfrau etwa neun Stunden pro Tag damit zugebracht, das Essen für eine Familie zuzubereiten. Heutzutage seien es meist nur noch 30 Minuten bis maximal zwei Stunden.

Egal ob Nudeln mit Pesto oder Tiefkühlpizza, als Student kennt man das nur zu gut: Wann hat man zwischen Hausarbeiten, Referaten und dem feierintensiven Wochenende denn noch Zeit, sich ernsthaft mit Einkaufen, geschweige denn Kochen zu beschäftigen? Neun Stunden kann und will heute niemand aufbringen für eine Mahlzeit, die am Ende in zehn Minuten gegessen ist.

Da kommt es einem nur zugute, dass der Vorgang in unserer heutigen Gesellschaft bis zum Maximum vereinfacht wurde. Der Kochaufwand ist enorm geschrumpft. Und mit ihm oft auch das Wissen über das, was man überhaupt zu sich nimmt.

Die neue Ausstellung „Unser täglich Brot... Die Industrialisierung der Ernährung“ des Technoseums in Mannheim soll einen Einblick geben in die Entwicklung unserer Essgewohnheiten über den Zeitraum von etwa 140 Jahren. Dieser Startpunkt orientiert sich an der Erfindung der Konservendose. Die Industrialisierung der Ernährung brachte nämlich vor allen Dingen eines hervor: „Convenience Food“, zu Deutsch: „bequemes Essen“. Damit betitelt sich, was man heutzutage in jedem noch so kleinen Supermarkt in der westlichen Welt finden kann. Denn „bequem“ ist nicht nur das vorgekochte Tiefkühlmenü, sondern auch eine abgepackte Schale Tomaten oder vorgeschnittenes Brot.

Jeder, der heutzutage im Supermarkt einkauft, wird mit solcher Ware konfrontiert und kauft diese in den meisten Fällen auch. Hierbei ist oft unwichtig, ob man als Einzelperson die zwei Kilo Karotten tatsächlich aufbrauchen kann, denn schließlich waren die „im Angebot“. Supermärkte versuchen gerne, den Konsumenten Waren als Angebote zu verkaufen. Doch ob diese wirklich Angebote sind, bleibt oft fraglich.

Generell sind sie außerdem so durchstrukturiert, dass es schwer ist, nicht in die Falle zu gehen. Genau dort setzt die Ausstellung an. Ein nachgestellter Supermarkt soll Einblick „hinter die Regale“ geben, wie Kai Budde erklärt. Und manche Überraschung erwartet einen in diesem Supermarkt. Die Tatsache zum Beispiel, dass in Deutschland, dem Land Europas mit den vielfältigsten Brotsorten, der sonst so verrufene Toast das meist gekaufte Brot ist.

Solche „fun facts“ gibt es in der Ausstellung viele. So steht im nächsten Raum ein Experimentiertisch, an dem zum Beispiel der Zuckergehalt in Getränken gemessen werden kann.

Besonders wichtig ist den Ausstellern, möglichst wenig wertend an das Thema heranzutreten. Eine „nüchterne Darstellung“ soll dem Besucher die Möglichkeit bieten, sich selbst eine Meinung zu bilden. Dafür wurden jedoch viele Dinge außen vor gelassen.

Der Fokus der Ausstellung liegt vor allem auf Firmen wie Knorr oder Maggi, welche durch Erfindungen wie Fertigsuppen die Essgewohnheiten verändert haben.

Foto: Hans-Jörg Walter, Mannheim

Fertigprodukte sind heutzutage keine Besonderheit mehr.

Es wird deutlich, wie die Ernährungssituation in Deutschland aussieht, und wie sie vor 100 Jahren aussah. Gleich zu Beginn der Ausstellung wird ein Ausschnitt aus dem Film „We Feed The World“ von Erwin Wagenhofer gezeigt, in dem Tonnenweise Brot im Müll landet. Diese Verschwendung wird jedoch nicht weiter thematisiert. Hinzu kommt, dass in der Ausstellung kaum darauf eingegangen wird, wie man den Überfluss in westlichen Ländern und den Mangel in Drittweltländern ausgleichen könnte.

Doch was am meisten auffällt, ist das Fehlen der Viehzucht. Eine so wichtige Industrie in einer Ausstellung, in der es um Ernährung geht, wegzulassen, ist ein bewusster Schritt. Denn man kann Massentierhaltung kaum meinungsfrei begegnen.

Somit verläuft sich die Intention der Aussteller, dem Besucher möglichst nüchtern historische Ereignisse und Tatsachen zu erklären, im Sand. Denn wer nicht alle Tatsachen kennt, kann sich auch keine unverfälschte Meinung bilden.

Es bleibt dem Besucher der Ausstellung daher nichts weiter, als sich im Nachhinein mehr mit dem Thema zu beschäftigen. Allerdings ist dies nicht weiter schlimm. Schließlich kann es nie schaden, sich ernstaft Gedanken über das zu machen, was man jeden Tag zu sich nimmt. **(amw)**

Florence + the Machine

Ceremonials

Eigentlich hätte sie ihr neues Album gerne „Violence“ genannt. Nicht etwa, weil das neue Album Florence Welchs unterdrückte Aggressionen preisgibt. Nein, vielmehr will sie auf gewaltige Emotionen anspielen.

Mit dieser Erklärung scheint „Violence“ fast besser zu passen als „Ceremonials“. Tatsächlich ist das neue Album vollgepackt mit epischen, gewaltigen Melodien. Wie auch bei „Lungs“ dürfen Harfen und eingängige Refrains nicht fehlen, bei denen man zu gerne mitsingen würde, wenn man in solch hohen Tonlagen überhaupt noch eine Stimme hätte.

Zwei Jahre liegen zwischen „Lungs“ und dieser Platte, zwei Jahre, die man hören kann. Florences Stimme klingt viel melodischer. Das Album ist um einiges heiterer - ein gelungener Nachfolger für ihr Debütalbum. **(amw)**

Mehr auf www.ruprecht.de

The Kooks

Junk of the Heart

Warum denken Bands, sie müssten erwachsen werden und das dann auch schon fünf Jahre nach dem Debütalbum? Luke Pritchard hat die Antwort darauf: „Musik sollte immer ein Experiment sein“. Das dritte Album der Kooks, „Junk of the Heart“, ist definitiv ein solches Experiment.

The Kooks, früher doch eher geprägt von einem indielastigen Retro-Sound der 60er und 70er Jahre, haben es zweifellos geschafft, ihren Stil grundlegend zu verändern. Die rockigen, fröhlichen und gitarrenlastigen Melodien weichen oft langsameren und uneindeutigen Pop-Songs. Diese haben leider mehr gemein mit massenkonformer Radioware als mit den großartigen Stimmungsaufhellern aus „Inside In/Inside Out“, in die wir uns sofort verliebt haben und die wir seither mit den Kooks in Verbindung gebracht haben.

„Wir verleugnen nicht, was wir vorher gemacht haben, aber wir sind jetzt andere Menschen“, so Pritchard. Das mag stimmen, doch scheint es eher, als ob The Kooks erwachsen werden wollen, aber noch nicht genau wissen wie. „Time Above the Earth“ ist ein Beispiel dafür, der nicht mal zweiminütige Track ist ein nicht sehr gelungener ‚Break‘, der einen eher an ein Musical-Stück oder einen Disney-Soundtrack erinnert. Die Lyrics von „Eskimo Kiss“, die hauptsächlich aus banalen Metaphern bestehen, reihen sich hier ebenfalls wunderbar mit ein und ziehen das Können der Band geradezu ins Lächerliche („She‘s like a rose without the thorns“/ „She‘s like a diamond in the rough“).

Trotz dem Drang nach Veränderung, The Kooks haben es nicht komplett ins Unerkennbare geschafft. So hört man doch bei „How‘d You Like That“ und „Rosie“, dem eigentlichen Meisterwerk des Albums, einen klaren Einfluss der 70er, bei „Rosie“ nicht zuletzt durch die verwendeten Synthesizer. Das von der Ukulele begleitete „Petulia“ kommt einem auch vertrauter vor und erinnert an manch älteren langsamen Gitarrensong der Band. Dagegen könnte man „Is It Me“ fast Drum ’n’ Bass schimpfen. Eines teilen jedoch alle Alben: Pritchards spezielle Stimme, die bei jedem Lied, so unkenntlich es sein mag, für den Wiedererkennungswert sorgen.

An das Debütalbum „Inside In/Inside Out“ kommt „Junk of the Heart“ lange nicht heran. Es scheint eine wahllose Auswahl von Sounds und Stilrichtungen zu sein, die leider nicht zu einem Ganzen verschmelzen wollen und nicht wirklich eine große Bandbreite darstellen, sondern eher einen verirrten Versuch vor alten Erwartungen ‚wegzurennen‘, so wie bei „Runaway“, ein gescheiterter Versuch Elektrosounds mit reggaeähnlichem Gesang zu verbinden.

Trotz der anfänglichen Enttäuschung taugt fast jedes Lied als Single und bohrt sich direkt ins Ohr. Die Refrains sind vorbestimmt zum Mitsingen und wie immer schaffen es The Kooks auch hier wieder anhörbaren, einnehmenden Pop zu zaubern.

Sie experimentierten mit dem Ausgefallenen, dafür den Daumen hoch. Sie hatten es wohl auch nicht leicht in den letzten Jahren, nachdem erst der Bassist ausgestiegen ist und dann noch der Drummer vorübergehend ersetzt werden musste. Wir wollen also die Ungereimtheiten des aktuellen Albums verzeihen und hoffen, dass sie auf ihrem Weg Brotkrumen gestreut haben. **(jin)**

Auletta

Make Love Work

Pünktlich zu Herbstbeginn blasen Auletta zum Großangriff auf den Seelenblues. Ihr kategorischer Imperativ: Make Love Work!

Musikalisch hat sich die Band vom Brit-Indie-Pop gelöst und ist zielsicher in der Unbestimmbarkeit gelandet. Es geht durch die verschiedensten Musikstile, vom sphärischen „Gold“ bis hin zum gitarrengeladenen „Feuer“. Mit Eingängigkeit, Direktheit und positivem Denken entfliehen Auletta dem Alltag. „Sieh durch meine Brille in die Welt, Glitzer, Glanz und Gloria und Party auf der Retina“ – bereits der erste Titel gibt die Richtung vor: Es wird das ganze Jahr durchgetanzt, unter Wasser gechillt und ein Schluck vom blauen Himmel genommen.

Insgesamt wirken Auletta noch auf Selbst- und Vorbildfindung: „Rebell ohne Grund“ erinnert verdächtig an „Paint it black“ der Stones und „Lass die guten Zeiten rollen“ ist eine rigorose Eindeutschung des R‘n‘B-Klassikers „Let the Good Times Roll“. „Ich bin dabei, bye Traurigkeit“ bedarf wohl keiner weiteren Deutung. Eindeutigster Fehlschlag der Platte ist „Hey Mama!“ der sich mit seinem zwangsweise eingedeutschten Hip-Hop-Vokabular hart an der Schmerzgrenze bewegt. Missgriffe wie „Du bist Yeah Yeah“ scheinen den Vers „Du bist o-o-ohne jeden Sinn“ zu wörtlich genommen zu haben.

„Wochenendendlosigkeit“, „Make Love Work“, „Lass die guten Zeiten rollen“ oder „Sommerdiebe“ zeigen jedoch, welch Talent in Auletta steckt. Bleibt zu hoffen, dass die Band diese guten Ansätze in kommenden Alben intensivieren kann. Es wäre ihnen sehr zu wünschen. **(rsc)**

Puppen und Spieler

Ibsens „Nora oder Ein Puppenheim“ im Nationaltheater Mannheim

Eine gnadenlose Studie über Fremdbestimmtheit durch Geld und Statusdenken mit dem ins Absurde gesteigerten Humor einer Satire. Das Nationaltheater Mannheim inszeniert Ibsens „Nora“ zeitgemäß und unterhaltsam.

Letzten Endes sind wir alle fremdbestimmt, denn Mensch sein bedeutet abhängig zu sein von anderen Menschen. Das fängt bereits bei der begrenzten Essensauswahl in der Mensa an. Wenn gesellschaftliche Zwänge überhandnehmen, mag einem das Leben wie ein Gefängnis erscheinen. Wie ein Puppenhaus, in dem man Puppe ist.

So ergeht es der Protagonistin Nora in Henrik Ibsens Drama „Nora oder Ein Puppenheim“. Sie ist die Frau des Juristen Thorvald Helmer, der kurz davor steht, eine Stelle als Bankdirektor anzutreten. Von ihrem Wesen könnten die Eheleute verschiedener nicht sein. Nora ist eine verspielte, fast kindliche Frau, die eine heimliche Leidenschaft für Süßigkeiten pflegt. Thorvald ist ein Musterbürokrat - steif, penibel und knauserig. Man möchte meinen, dass er sogar seine Socken bügelt. Das Einzige, das ihm Emotionen entlockt und ihn dabei regelrecht in Rage versetzt, ist von niederen Angestellten geduzt zu werden. Nora ist für Thorvald „Eigentum“, Spielzeug und Statusobjekt. Trotzdem liebt sie ihn.

Ohne Wissen des überkorrekten Thorvald fälschte Nora vor Jahren eine Bürgschaft und nahm so bei dem Rechtsanwalt Krogstad ein hohes Darlehen auf, um ihrem Mann eine Kur in Italien zu finanzieren. Der Gläubiger bemerkt die Urkundenfälschung und will sie zum eigenen Vorteil nutzen, denn er arbeitet in der Bank, in der Thorvald die Führung übernimmt, und soll bald entlassen werden. Als am Ende dieser oberflächliche Konflikt gelöst ist, wird Nora schließlich vollends bewusst, dass Thorvald sie nie wirklich geliebt hat. Er ist mit seiner Karriere verheiratet, gefangen in einem Netz aus gesellschaflichem Streben und Statusdenken. Das Ensemble gewinnt Ibsens Drama eine humorvolle Seite ab. Minutenlang packen Thorsten Danner (Thorvald) und Hannah von Peinen (Nora) ein Geschenk aus, da Thorvald peinlich genau darauf achtet, das Geschenkpapier nicht zu zerreißen. Für absurd-komische Momente sorgt Klaus Rodewald als Doktor Rank, der einzige und sterbenskranke Freund Thorvalds, der sich fatalistischer Melancholie hingibt.

Die Inszenierung des Nationaltheaters Mannheim unter Cilli Drexel konzentriert sich auf das Innenleben der Protagonistin, die immer hilfloser und panischer agiert. Begleitet werden die Angstzustände und Panikattacken von dissonanten Klängen, die immer schlimmer werden, je näher die Aufdeckung ihres Geheimnisses rückt. Der Zuschauer hat teil am Gemütszustand Noras, hört gewissermaßen ihren Schrecken.

Wurde der Schluss des Stücks bei den ersten Aufführungen im Jahr 1879 wegen der vorherrschenden Konventionen noch zu einem Happy End abgemildert, verschiebt Drexel ihn ins Drastische. Am Ende wird das einstige „Singvögelchen“ Nora zu einem Raubvogel, die sich menetekelhaft auch mehrfach ausgestopft im Bühnenbild finden lassen. Sie spielt nun und Thorvald ist mit einem Mal Puppe. So kehrt sich alles um und es wird klar: Wir sind alle im Puppenhaus gefangen. Und wir spielen alle mit. **(lsp)**

Nächste Vorstellung am 13. November, 19 Uhr

Die Puppe und ihr Spieler – Nora und Thorvald.

Mechanismen der Macht

„Ammen“ zeichnet ein düsteres Gesellschaftsbild

Daniel Goetschs Stück behandelt Macht, Kontrolle, Unterdrückung und Verführung. Die Parabel fasziniert und verwirrt zugleich.

Das kleine Dorf Ammen, von dem nie gesagt wird, wo es liegt, ist ein düsterer Ort. Als der junge Keno, orientierungslos und ohne konkrete Pläne für seine Zukunft, eines Tages zurückkehrt, um sein Diplom zu feiern, stellt er fest, dass ihm sein Heimatort fremd geworden ist. Einst herrschten dort Chaos und Gewalt, ein Brandanschlag war der Höhepunkt der Brutalität. Keno, der die Täter kannte, aber an dem Anschlag nicht beteiligt gewesen war, hatte kurz darauf das Dorf verlassen.

Nun herrscht Frieden, Ruhe und Ordnung – doch zu einem hohen Preis. Die Dorfbewohner haben ein System der totalen Überwachung und Bestrafung jeder Abweichung geschaffen. Es wird beherrscht von einem mysteriösen Ombudsmann, der unsichtbar bleibt und wie ein Diktator mit seiner Clique gehorsamer Gefolgsleute regiert. Diese Gruppe besteht aus dem Dorfschullehrer, dem Autohändler, der Bioteeverkäuferin und ausgerechnet Kenos Mutter. Sie organisiert Versammlungen und hält Gericht über jeden, den sie als Störenfried sieht. „Verantwortung heißt keine Ausrede“, „Solidarität heißt zupacken“ und „Verzeihen heißt Vergessen“, sind ihre wohlklingenden Parolen, hinter denen nichts anderes steht als eine neue Gewaltherrschaft. Keno versteht all das nicht. Er zweifelt daran und flüchtet zu seiner Jugendliebe. Sie fürchtet das System, ohne es jedoch wie er in Frage zu stellen – zu sehr schätzt sie, wie alle anderen, die Sicherheit, die es bietet.

„Ammen“ ist damit eine Parabel über totalitäre Strukturen und Denkmuster und darüber, wie sie sich auch in positivem Gewand in eine Gesellschaft einschleichen können. Es zeigt, wie Machtausübung und Unterdrückung funktionieren, selbst wenn sie scheinbar dem Guten dienen. Dies wird auch durch eine raffinierte Symbolik deutlich gemacht: Wie ein roter Faden durchziehen religiöse Elemente das Stück, welche allerdings in einer verfälschten Form zum Ausdruck kommen. So tragen die Dorfbewohner wie zum Zeichen ihrer Unschuld Schafsmasken, die wohl an die seelische Reinheit des Lamm Gottes erinnern sollen. Einmal sitzen sie gar mit Engelsflügeln und teilen Brot und Wein. Mehrfach ertönt eine leicht abgewandelte Form des „Vater Unser“, in der aber nicht Gott, sondern der übermächtige Ombudsmann angebetet wird. Auch dies ist wieder eine Anspielung an den Personenkult in totalitären Systemen.

An einigen Stellen wird der Zuschauer direkt mit einbezogen. So erzählen Keno und seine Freundin zum Publikum gewandt in einem schockierenden Seelenstriptease von ihren Träumen.

Die Botschaft des Stückes wird deutlich und alle Schauspieler überzeugen in ihren Rollen. Mit sechs Darstellern, zwei großen drehbaren Würfeln und verstörenden Filmeinspielungen gelingt es dem Stück, eine Atmosphäre der Beklommenheit zu schaffen. So werden immer wieder Videosequenzen eingespielt, die teils schon vorher – in einem nächtlichen Wald – gedreht worden waren, teils live während der Aufführung des Stücks in einem der beiden Kästen gefilmt werden. Zudem werden sie durch eine beklemmende Filmmusik begleitet, welche das Gefühl des beständigen Unbehagens untermalte.

Die Handlung ist allerdings manchmal verwirrend. Das liegt an Personen über die gesprochen wird, die aber nicht auftauchen und an einigen Begriffen, die nicht näher erläutert werden.

Das Stück, das noch bis Ende Dezember im Zwinger zu sehen ist, ist somit durchaus interessant. Man darf jedoch nicht erwarten, alles zu verstehen. **(mab, tle)**

Bizarres Business

San Sanytsch, Ex-Boxer für „Gerechtigkeit und soziale Adaption“, sein Freund Goga und „Art-Direktor“ Slawik, haben ihre lukrative Nische in der lokalen Kulturszene gefunden. Im einstigen Sandwichladen namens „Butterbrot-Bar“ wollen sie einen Schwulenclub etablieren.

Ähnliche, mehr oder minder Erfolg verheißende Geschäftsideen haben all die Protagonisten, um die sich die Episoden in Serhij Zhadans neuem Prosaband *Hymne der demokratischen Jugend* drehen. Wie bei *Anarchy in the UKR* und *Depeche Mode*, spielt auch hier der Titel auf musikalische Einflüsse an.

Nur ist von der „Hymne“ nicht viel mehr übrig als morsche Worthülsen. In gepflegtem schwarzen Humor schildert der Ich-Erzähler die junge Unternehmerwelt im ostukrainischen Charkiw, wo man ab und zu durchaus fremde Hilfe brauchen könnte, „und zwar möglichst von Gott dem Herrn persönlich oder jemandem aus seinem direkten Umfeld.“ Die Situationskomik und die verqueren Dialoge der wortkargen Figuren leben vor allem von dem nicht Gesagten, was die gelungene Übersetzung von Durkot und Stöhr zu vermitteln weiß.

Serhij Zhadan, geboren 1974, ist einer der bekanntesten Vertreter der ukrainischen Jungschriftstellerszene. Fans könnten sich von *Hymne der demokratischen Jugend* etwas zu viel erwarten. Für Zhadan-Anfänger ist der Band eine empfehlenswerte Aufwärmübung. **(kaz)**

Serhij Zhadan
„Hymne der demokratischen Jugend“
Suhrkamp 2011
7,95 Euro

Künstler von übermorgen

Diesen Winter schafft der Heidelberger Kunstverein wieder eine Plattform für Nachwuchskünstler. „Übermorgenkünstler II“ nennt sich die Ausstellung, welche 19 Studierenden der umliegenden Kunsthochschulen die Möglichkeit gibt, eines ihrer Werke auszustellen. Da es in Heidelberg selbst keine Kunsthochschule gibt, versucht der Kunstverein mit dieser Ausstellung die Aufmerksamkeit der jungen Kreativszene umliegender Städte auf Heidelberg zu lenken.

Bewerben konnten sich Studenten der Kunsthochschulen in Karlsruhe, Mainz, Frankfurt und Stuttgart. Die Art des Werkes war hier zunächst einmal unwichtig. So hat es unter anderem eine 48-stündige Videodokumentation in die Ausstellung geschafft, wie auch zwei wehende Flaggen an der Fassade des Kurpfälzischen Museums, auf welche gegensätzliche Begriffe gedruckt wurden.

Aus den insgesamt 308 Bewerbungen wurden die 19 Werke von einer Jury ausgewählt und nun in Heidelberg für drei Monate ausgestellt. Zudem bietet der Kunstverein viermal eine Führung an.

Am 18. November findet um 19 Uhr außerdem die Ausstellungseröffnung statt. Hier wird es neben einer Einführung von Susana Sáez, der vorübergehenden Direktorin des Kunstvereins, eine Performance von Tobias Donat geben. Er ist derzeit Student an der Städelschule in Frankfurt. **(amw)**

Dauer der Ausstelllung:
19.11.2011 - 19. 02.2012
Eröffnung: 18.11. um 19 Uhr
Termine der Führungen:
20.11., 18.12., 22.01., 19.02.,
jeweils 15 Uhr

Don‘t believe the hype!

Symptome einer vermeintlichen Kultur-Wegwerf-Gesellschaft

Das Theater und Orchester Heidelberg sagte dem Hype in seiner Eröffnungswoche den Kampf an und protestierte gegen die Schnelllebigkeit in der Kulturszene. Handelt es sich hier bereits um einen Hype des Hypes oder existiert dieser tatsächlich in dem beklagten Ausmaß?

Was ist der Hype? Ein anglofones Wort, das gerade selbst einen Hype erlebt? Ein kurzes Auflodern und Erlöschen allgemeiner Aufmerksamkeit? Ein nationaler oder globaler Applaus, ein kollektives „Gefällt-Mir“-Drücken auf Facebook?

Man denkt vielleicht an Sieger und vermeintliche Talente aus „Deutschland sucht den Superstar“ oder peinliche Youtube-Videos von tanzenden, hüpfenden oder stürzenden Menschen und Tieren, die eine Million Mal angeklickt wurden, und an die sich jetzt niemand mehr erinnert. Auch wenn diese Beispiele aufgrund ihrer Skurrilität (ein guter Grund gehypt zu werden) als offensichtlich erscheinen, so existiert der Hype in allen Schichten und Arten der Kulturlandschaft und es stellt sich die Frage, ob sich Andy Warhols Voraussage „In the future, everyone will be world-famous for 15 minutes“ bereits bewahrheitet hat.

Unter dem Motto „Don‘t believe the hype“ versuchte das Theater und Orchester Heidelberg den Hype, diesen diffusen und scheinbar allmächtigen Gegner, mit seinen eigenen Waffen zu schlagen und machte ihn zum Thema und Opfer seiner selbst. Es wurde gegen die Kurzlebigkeit in der Theaterszene rebelliert und bereits uraufgeführte Stücke wurden neu inszeniert. In den Schaufenstern der Altstadt bekamen hypelose Produkte wie der Gugelhupf ihre Werbefläche und im „Autorenburnout 2011“, einer der vielen Performances, tippten Schriftsteller eifrig auf Schreibmaschinen, um die Texte danach sofort zu verbrennen.

Der Eindruck, dass wir in einer Kultur-Wegwerf-Gesellschaft leben, lässt sich nicht bestreiten und doch darf nicht vergessen werden, dass vor allem das Theater schon immer auf den Moment und nicht auf den Erhalt des Gespielten ausgerichtet war. Weder im antiken Griechenland noch zu Shakespeares Zeiten wurden zeitgenössische Stücke über einen längeren Zeitraum aufgeführt. Neu in unserer globalisierten Informationsgesellschaft sind die Unmengen an Theaterstücken und Büchern, die den Markt überfluten, die Medien, mit denen sie verbreitet und beworben werden, und die Fülle des kulturellen Angebots. Für Autoren ist es heute leichter Stücke auf die Bühne zu bringen oder Bücher zu veröffentlichen, aber zugleich schwerer, sich in der Kulturszene zu etablieren. Mit Facebook, Twitter und Youtube lassen sich Inhalte sekundenschnell einer breiten Öffentlichkeit präsentieren. Gleichzeitig ist die Halbwertszeit dieser meist deutlich geringer als früher. Durch die Masse inhaltsloser emotionsgeladener Hypes entsteht leicht der Verdacht, diese würden zur allgemeinen Verdummung beitragen oder wären ein Produkt dieser. Dabei wird vergessen, dass sie heute lediglich die Möglichkeit großer Medienpräsenz besitzen. Goethe verließ das Weimarer Theater angeblich, weil ein dressierter Hund auf der Bühne seine Tricks vorführen durfte. Heute hätte das Youtube-Video dieses Hundes vielleicht eine Million Zuschauer. An Goethe erinnert man sich, der Hund wurde vergessen. Es wäre heute vermutlich das Gleiche.

Unglaubliche Mengen neuer inhaltsloser Hypes mögen den Kulturmarkt überschwemmen und in diversen Medien erscheinen und doch ist es Qualität, die über längere Zeit Bestand hat. Die meistgespielte zeitgenössische Dramatikerin, die Französin Yasmina Reza, veröffentlicht nur alle zwei Jahre ein neues Theaterstück, das dann jahrelang auf der ganzen Welt gespielt wird. Qualität ist selbstverständlich kein Garant für längerfristigen Erfolg, aber neben dem Glück immer noch das wichtigste Kriterium.

Foto: Moses, WikiCommons Media

Wir jubeln, erinnern wir uns noch warum?

Die Breite des heutigen Kulturangebotes eröffnet dem Zuschauer eine Vielzahl an Möglichkeiten, was den Wunsch erzeugen kann, möglichst schnell, möglichst viel davon zu konsumieren. Gleichzeitig setzt dies die Künstler unter den Druck, immer schneller, immer Aufregenderes zu produzieren, um so ein bereits mit Reizen übersättigtes Publikum zu bedienen. Wenn wir Kultur als Lebensmittel bezeichnen, so essen wir heute vielleicht mit Vorliebe besonders schnell, besonders fettig und salzig und vor allem oft ohne uns bewusst zu sein, was wir überhaupt konsumieren. Man kann und soll über den Kulturkonsum keine Anweisungen erlassen. Die Frage allerdings stellt sich, ob wir die Aufregung und Spannung, die wir im Hype suchen, vielleicht gerade dann finden könnten, wenn wir den Blick von ihm wenden und die Vielfalt sehen würden, die neben ihm existiert. **(iso)**

Weltweit

Nichts geht mehr

Aufstände in Bolivien legen öffentliches Leben lahm

Die Indigenen Einwohner lehnen sich gegen den Bau einer Autobahn durch ihr Naturreservat auf. Die Polizei hält sich zurück.

Von Michael Bachmann,
aus La Paz (Bolivien)

Seit Mitte August bringen Massenproteste in Boliviens Hauptstadt La Paz das öffentliche Leben zum Stillstand. Die Aufstände richten sich gegen die Enteignung der Landeigentümer und gegen die Vernichtung des Regenwaldes. Das Land soll für den Bau einer Autobahn genutzt werden. Die Sicherheitsbehörden lassen die Demonstranten mittlerweile gewähren – wohl auch um weitere Opfer zu vermeiden.

Der Langstreckenverkehr zwischen Trinidad und La Paz war lange Zeit lahmgelegt. Am 15. August 2011 begann der lange Marsch der Indigenen, der Ureinwohner des Landes, vom Norden Boliviens bis in die Hauptstadt La Paz.

Grund für den Protestmarsch ist der Bau einer Straße, die durch das Naturschutzgebiet „Territorio Indígena Parque Nacional Isiboro Sécure“ der Indigenes führt. Hierzu sollen Grundstücke der indigenen Einwohner enteignet und Wälder, die unter Naturschutz stehen, gefällt werden. Das Ganze soll ohne Entschädigung der betroffenen Bevölkerung geschehen.

Als die marschierend protestierenden Indigenes in der bolivianischen Hauptstadt La Paz ankamen, unterstützten große Teile der Bevölkerung die Ureinwohner. Die Protestanten und ihre Sympathisanten skandieren „Somos todos Tipnis“, was soviel bedeutet wie: „Wir sind alle Bewohner des Nationalparks Isiboro“. Das Leben in der Elf-Millionen-Metropole ist nahezu zum Stillstand gekommen.

Seltsamerweise wirkt der Protestmarsch wie ein Karnevalsumzug. Polizeikräfte sind kaum zu sehen. Einige Tage zuvor gab es jedoch gewalttätige Ausschreitungen zwischen Demonstranten und Polizei. Hierbei verlor eine im vierten Monat schwangere Frau ihr Kind.

Die Art und Weise des Protests ist mit deutschen Verhältnissen kaum vergleichbar: So wurde am 17. Oktober die Straße von Copacabana am Titicacasee nach La Paz von rund 150 Demonstranten ohne Vorankündigung blockiert. Kein einziger Polizist war vor Ort. Verkehrsteilnehmer, darunter etliche Touristen, wussten weder warum die Straße von den Demonstranten blockiert wurde noch wie lange die Blockade andauern würde.

Einige Touristen setzten sich mit auf die Straße und versuchten aus der Situation das Beste zu machen. Sie spielten Musik mit MP3-Playern und Aktivboxen. Die meisten unfreiwilligen Teilnehmer der Demonstration nahmen die Situation entspannt hin. Nach drei Stunden durften die Touristenbusse die Blockade passieren.

Foto: Johannes Quick

Die bolivischen Indigenes protestieren auf dem Plaza Murillo.

Rechtsruck in Guatemala

Stichwahl entscheidet über künftigen Präsidenten

Von Julia Wink,
aus Guatemala-Stadt (Guatemala)

Zum siebten Mal in der demokratischen Geschichte des Landes schritten die Bürger Guatemalas am 11. September 2011 zu den Wahlurnen, um einen neuen Präsidenten zu wählen. Jedoch konnte keiner der Kandidaten eine klare Mehrheit erzielen, weshalb es eine Woche später zu einer Stichwahl kam.

Dabei gab es einen deutlichen Rechtsruck. Der favorisierte Ex-General Otto Pérez Molina, der bereits 2007 für das Präsidentschaftsamt kandidiert hatte, erreichte mit seiner Partei Partido Patriota nur 36 Prozent der Stimmen. Somit muss er in die Stichwahl gegen den Manuel Baldizón, Kandidat der Partei LIDER, die 22,7 Prozent erreichte. Der rechtsgerichtete Unternehmer ist für die Einführung einer paramilitärischen Nationalgarde und der Todesstrafe.

Obwohl beide Kandidaten umstritten sind, scheint Pérez Molina im Vergleich zu Baldizón geradezu gemäßigt, obwohl er mit Massakern an Zivilisten im Bürgerkrieg in Verbindung gebracht wird und für eine Politik der „harten Hand“ steht, um die Kriminalität im Land in den Griff zu bekommen.

Die Friedensnobelpreisträgerin und linke Kandidatin Rigoberta Menchú konnte mit ihrer Partei nur 3,2 Prozent der Stimmen gewinnen und blieb damit chancenlos. Die Unidad Nacional de la Esperanza (UNE) des amtierenden Präsidenten Álvaro Colom konnte dieses Jahr keinen Kandidaten stellen, da ihre Kandidatin und Präsidentschaftsgattin Sandra Torres durch ein Urteil des Verfassungsgerichts von der Wahl ausgeschlossen worden war. Die guatemaltekische Verfassung verbietet eine Kandidatur von nahen Verwandten des Amtsinhabers, was Torres zunächst durch eine Ehescheidung zu umgehen versuchte. Dieser „Anschlag auf die Demokratie“, wie die Opposition es bezeichnete, wurde jedoch durch ein Eilurteil des Verfassungsgerichts verhindert.

Die Wahl verlief für guatemaltekische Verhältnisse ruhig. Obwohl es zahlreiche Meldungen über fehlerhafte Wahlregister und versuchten Stimmenkauf gab, kam es nur in wenigen Fällen zu gewalttätigen Ausschreitungen. Allerdings wurden während des Wahlkampfes angeblich 37 Kandidaten und deren Angehörige ermordet. In Antigua, dem Touristenanziehungspunkt des Landes, der eigentlich als sehr sicher gilt, kam es im August zu Messerattacken, bei denen acht Touristen schwer verletzt wurden.

Am 6. November fand die Stichwahl statt. Bei Redaktionsschluss gingen die Prognosen der Analysten davon aus, dass Pérez Molina gute Gewinnchancen habe.

Auf ihn kommt keine einfache Aufgabe zu, denn die Korruption und Kriminalität in Guatemala ist kaum unter Kontrolle zu kriegen. Zudem gibt es keine funktionierende Legislative und das politische System ist stark zersplittert, was effizientes Regieren schwer macht. Ob Pérez Molina die Probleme des Landes mit seiner Politik der „harten Hand“ in den Griff bekommen wird, bleibt fraglich.

Engagement beim Häuserbau

„Habitat for Humanity“ baut Unterkünfte für Notleidende in den USA

Mit Hilfe von Freiwilligen gibt das Habitat-Projekt Menschen ein neues Zuhause und neue Perspektiven, die von Armut oder Naturkatastrophen betroffen sind. Dabei packen die Betroffenen selbst mit an und tragen durch die Arbeit an ihren und anderen Habitat-Häusern einen Teil der Kosten.

von Lena von Machui, aus Clarksdale (USA)

Im Frühjahr haben Tornados und Überflutungen im Süden der USA wieder schwere Schäden angerichtet. Am stärksten war Alabama betroffen. Das Mississippidelta wird regelmäßig von tropischen Stürmen heimgesucht und ist eines der fruchtbarsten Gebiete der Welt - aber gleichzeitig auch eine der ärmsten Regionen der USA. Der Anteil der afroamerikanischen Bevölkerung beträgt mehr als 70 Prozent. Nahezu die Hälfte der Menschen leben unterhalb der Armutsgrenze. In manchen Orten ist der Zustand der Wohnhäuser desaströs. Manche Häuserzüge machen den Eindruck, als könne der kleinste Windstoß sie zum Einsturz bringen. In den Wänden klaffen Löcher. Anstatt aus Glas bestehen einige Fenster aus Alufolie.

Die weltweit arbeitende Organisation „Habitat for Humanity“ versucht seit fast drei Jahrzehnten, die Wohnsituation der Menschen in dieser Gegend zu verbessern. Mit der Hilfe der Bedürftigen selbst, mit anderen Freiwilligen und gespendetem Material baut die Organisation einfache Häuser, sodass die Menschen nicht mehr in Barakken wohnen müssen.

> Die Bedürftigen packen selbst mit an

Das Prinzip ist simpel: Jeder Einwohner einer Gemeinde, in der es eine Habitat-Niederlassung gibt, kann sich für ein neues Haus bewerben. Das neue Haus zahlt man 10 bis 25 Jahre lang zinsfrei ab. Die monatlichen Raten liegen bei rund 200 US-Dollar im Monat. Das entspricht einer marktüblichen Miete, die man auch für eines der verfallenden Häuser zahlen müsste. Darüber hinaus verpflichten sich die Besitzer, 400 Arbeitsstunden bei Habitat abzuleisten - entweder durch Bauarbeiten am eigenen Haus oder als Helfer bei anderen Projekten in der Nähe. Familienmitglieder und Freunde können mithelfen. Die restliche Arbeitszeit spenden Freiwillige.

Die Bewerberliste für den Hauserwerb ist lang. Ob man ein Haus von Habitat bekommt oder nicht, hängt von verschiedenen Faktoren wie Familiengröße oder Einkommen ab. Das Habitatprojekt steht zwar theoretisch allen offen, die Bewerber sind jedoch überwiegend Schwarze. „Neulich hat sich allerdings auch eine weiße Person für ein Haus beworben“, erzählt Matt Sutton, der Chef der Habitat Niederlassung in Clarksdale, Mississippi. „Bisher war sie die einzige Weiße unter Tausenden von Bewerbern. Sie hat ein Haus bekommen, weil sie wie alle anderen auch die Kriterien erfüllt hat.“

Die Helfer kommen von überall her, auch aus Deutschland. Die Agentur für Freiwilligenarbeit „Social Footprint“ arbeitet mit Habitat zusammen und ensendet regelmäßig Helfer in deren Häuserbauprojekte. Die Günderin von „Social Footprint“, Anja Thießen, fährt seit zehn Jahren mit Gruppen von Erst- und Zweitsemestern der European Business School in Oestrich-Winkel zwei bis drei Mal im Jahr nach Clarksdale. Die Studenten helfen eine Woche lang mit, die Habitat-Häuser zu bauen. Währenddessen arbeiten die Teilnehmer hauptsächlich auf dem Bau oder helfen in der lokalen Suppenküche oder Grundschule aus. Ausflüge ins Mississippidelta, Museen oder ein Abend in Memphis gehören ebenfalls dazu.

Meine „Social-Footprint“-Gruppe half beim Bau des Hauses für Laverne und ihre Kinder und Enkel. Laverne ist Altenpflegerin und arbeitet im Altenheim in der Nachtschicht. Nachdem sie morgens um sieben Uhr Feierabend hat, kommt sie auf die Baustelle, um dort bis 16 Uhr zu helfen - solange, bis ihr Haus fertig gebaut ist.

Neben der Baustelle steht ein Habitat-Haus, das bereits fertig gebaut ist. Darin wohnt der 13-jährige Enrique, der von allen nur „Mookie“ genannt, mit seiner Familie. Das alte Haus seiner Eltern hatte überall Löcher in den Wänden, sodass sich dort Kakerlaken und anderes Ungeziefer eingenistet hatten. Die Käfer krochen dem Jungen nachts ins Ohr und mussten mehrmals vom Notarzt aus seinem Gehörgang entfernt werden. Nach mehreren Aufenthalten in der Notaufnahme hielt er es im Ungeziefer verseuchten Haus nicht mehr aus, sodass er vor drei Jahren die umfangreichen Unterlagen für das neue Haus selbst ausfüllte und eine Zusage von Habitat erhielt. Enriques Mutter Sharon arbeitet sehr viel, um die Familie zu ernähren. Sie konnte sich kein normales Haus leisten.

Foto: Lena von Machui

Freiwillige aus aller Welt engagieren sich beim Häuserbau, wie hier in Clarksdale.

Enrique selbst hilft auch heute noch in Habitat-Projekten mit, obwohl sein Haus längst fertig ist. Denn er ist dankbar für die rasche und recht unkomplizierte Hilfe. In seinem Haus wohnt er nun mit seiner Familie – ohne die Insektenmitbewohner.

Auf der Baustelle sind immer ein bis zwei Profis mit dabei, die die Freiwilligen anleiten. Die Profis werden bezahlt, nehmen aber von Habitat meist weniger Geld, als für einen Auftrag in der Privatwirtschaft. Das Material wird aus Spenden finanziert, die Freiwilligen wiederum spenden ihre Zeit und Arbeitskraft. Manche schneiden Rigips Platten zu und verschrauben sie, streichen die Wände oder graben das Fundament aus - und das mit Schaufeln, nicht etwa mit Baggern. Die Habitat-Häuser bestehen aus einem Holzgestell, Isolation und Rigipsplatten. Da es in der Regel im Bundesstaat Mississippi nicht sehr kalt, sondern eher heiß wird, gibt es eine Klimaanlage - und vor allem ein funktionsfähiges Bad. Das ist für die meisten keine Selbstverständigkeit.

> Die Häuser sind schlicht, aber frei von Ungeziefern

Dort ist nicht überall beliebt. In manchen Gegenden gab es Widerstand in der Bevölkerung. Aus Jonestown wurde Habitat regelrecht rausgemobbt. Dort fühlten sich die Gangs, die dort regieren, von den „Außenseitern“ auf den Schlips getreten. Habitat baut dort zwar weiterhin, jedoch außerhalb der Stadt.

Auch das Volunteer Center in Clarksdale liegt in Riverside, einer ausschließlich „schwarzen“ und als „Ghetto“ eingestuften Gegend. Die wohlhabenden Leute der Stadt, würden sich dort niemals blicken lassen. Nachts sind manchmal auch Schüsse zu hören, teilweise aus automatischen Waffen.

In Clarksdale jedoch lassen die Gangs Habitat in Ruhe. Die meisten Bewohner von Clarksdale schätzen deren Arbeit und respektieren die Freiwilligen - egal welche Hautfarbe sie haben oder wo sie herkommen.

Das Konzept ist erfolgreich. Allein in Clarksdale hat Habitat bisher mehr als 40 Häuser gebaut. In der Umgebung gibt es in drei weiteren Orten mittlerweile Habitat-Niederlassungen. Jede dieser Zweigstellen soll im Idealfall finanziell unabhängig sein. Aus diesem Grund müssen sich die offiziellen Habitat-Mitarbeiter engagieren und viele Spenden sammeln.

In Clarksdale ist allein Matt Sutton dafür zuständig. Das Habitat-Projekt ist weder befristet, noch auf eine bestimmte Häuseranzahl begrenzt und kann theoretisch solange weiterlaufen, wie es Spenden, Freiwillige und natürlich auch Bedürftige gibt.

Dass deren Anahl in Clarksdale sinkt, ist leider nicht zu erwarten.

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studierendenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3-5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.
V.i.S.d.P.: Anna Wüst
Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3-5, 69120 Heidelberg
Telefon: 06221 / 18 71 310 - 0
E-Mail: post@ruprecht.de
Druck: Greiser-Druck, Rastatt
ISSN: 0947-9570
Auflage: 10000 Exemplare
Homepage: www.ruprecht.de

Redaktion: Anna Wüst (amw), Benjamin Jungbluth (bju), Benjamin Weineck (bw), Corinna Lenz (col), Eileen Passlack (epa), Jin Jlussi (jin), Katharina Kolvenbach (kko), Kathrin Wenz (kwe), Marlene Kleiner (len), Lisa Grüterich (lgr), Michael Abschlag (mab), Michael Graupner (mgr), Philine Steeb (phs), Reinhard Lask (rl), Simone Mölbert (smo), Sandra Zimmermann (szi), Thomas Leurs (tle), Xiaolei Mu (xmu)
Freie Mitarbeiter: Alexandra Jurecko (aju), Andy Lützow (alu), Claudia Pollok (cla), Frederik Görtelmeyer (dfg), Madalina Draghici (dra), Darius Sadre Dadras (dsd), Franziska Brozio (fbr), Isabella Freilinger (iso), Julian Schmitt (jls), Anne Glaser (kaz), Lukas Spranger (lsp), Margarete Over (mov), Patricia Jawidowicz (paj), Remmer Janssen (rja), Raphael Schäfer (rsc)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 135: 27. November 2011

Personals

jin: Ich finde wir können die Personals ausweiten. Ich find die gut, die sind lustig!
amw: Ich bin wirklich schlecht in Portugiesisch. / **col**: Das hat nichts mit dem *ruprecht* zu tun! / **jin**: Mit was hat das nichts zu tun?
col: Ob Printmedien für Kids noch eine Zukunft haben? / **jin:** Also ich hab‘ früher viel gelesen. / **amw:** Ja, *Mädchen*.
xmu@Redaktion: Also das hier ist jetzt wirklich zu einer Frauen-Ecke geworden.
amw@jin: Find ich übrigens super, dass du um drei gekommen bist, um deinen Artikel zu setzen und jetzt um neun wieder gehst und ihn immer noch nicht gesetzt hast.
tin: Ich werd hier voll gemobbt. / **xmu:** Darf ich mitmachen?
aks@Redaktion: Liebe Grüße an alle! Haltet durch, ihr macht das super. Und ihr seid wunderschöne Menschen!
smo: Christian hat mir die Nase gebrochen! / **len:** Macht nix.
amw: In Zukunft darf niemand mehr das Layoutwochenende verlassen, bevor er nicht einen Witz für die Personals gemacht hat.
col: Nächstes Mal, wenn du zur Sitzung kommst, gehen wir wieder ein Bierchen trinken. / **jin:** In zwei Wochen! / **amw:** Da ist aber keine Redaktionssitzung. / **jin:** Da gehen wir trotzdem eins trinken!

Abgeschrieben?!*

Alter: 23 Jahre
Hobbys: Shopping, Tanzen
Was sie mag: mit coolen Boys flirten
Was sie nicht mag: lernen

Alter: 25 Jahre
Hobbys: Lesen, in der Bib abhängen
Was er mag: seine Haare, Pizza, Mädchen
Was er nicht mag: Zicken, Lügner

Alter: 22 Jahre
Hobbys: Lesen, lernen, fleißig sein
Was sie mag: Mr. Doktortitel anhimmeln
Was sie nicht mag: Zicken, Abschreiber

Alter: 26 Jahre
Hobbys: Silvie stalken
Was er mag: Silvie
Was er nicht mag: andere Typen, die mit Silvie flirten

Heidelberg, um 2000. Silvie ist das beliebteste Girl am Historischen Institut. Jetzt hat sie es auf Mr. Doktortitel abgesehen, den süßen Boy, der momentan noch mit der sehr klugen aber nicht so hübschen Silvierella zusammen ist. Mr. Doktortitel strahlt hippe Intelligenz aus und wird bestimmt mal total reich und mächtig. Nerd-Ken ist heimlich in Silvie verliebt, die ihn aber nicht beachtet.

Mr. Doktortitel und Silvyrella führen eine glückliche Beziehung. Die beiden haben so viel gemeinsam.

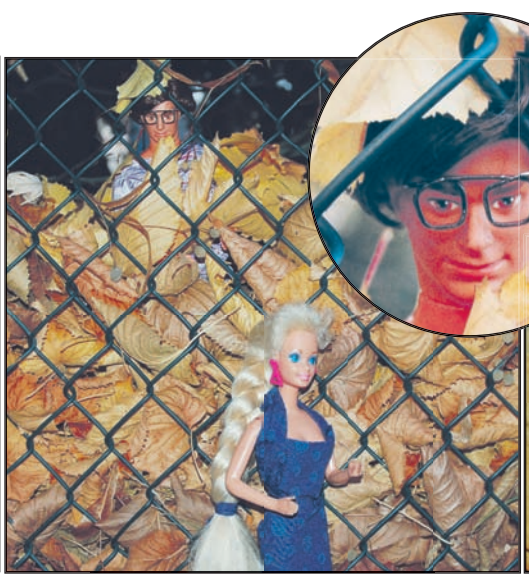
Silvie sieht Mr. Doktortitel auf dem Gang und fängt gleich an mit ihm zu flirten. Sie weiß, mit ihm an der Angel kann sie die Karriereleiter erklimmen.

Mr. Doktortitel ist nicht abgeneigt und lässt sich auf die ausgelassenen Flirtereien ein.

Knallhart trennt er sich von Silvyrella. Sie verliert ihr Vertrauen in eine gerechte Welt.

Langsam nähern sich Silvie und Mr. Doktortitel an. Schüchtern schenkt Mr. Doktortitel ihr eine herzförmige Pralinenschachtel!

Silvie ist von ihren Gefühlen überwältigt. Sie hat es wirklich geschafft und Mr. Doktortitel für sich gewonnen! Muss ja keiner wissen, dass sie mit gezinkten Karten gespielt hat...

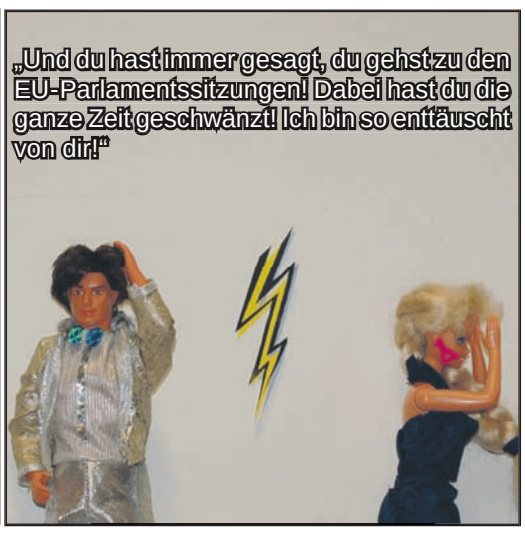


10 Jahre später: Nerd-Ken, der seit jeher in Silvie verliebt ist, verfolgt die blonde Schönheit zu ihrem geheimen Treffen....

...mit einem unbekannten Mann! Er erwischt sie in flagranti und weiß nicht, ob er Mr. Doktortitel davon erzählen soll oder nicht.

Nerd-Ken entscheidet sich für die Konfrontation. Mr. Doktortitel ist am Boden zerstört - nach fast zehn Jahren findet er heraus, dass er die ganze Zeit von Silvie betrogen und belogen wurde!

Mr. Doktortitel weiß, es gibt nur eine Möglichkeit: Er muss mit Silvie Schluss machen. So etwas kann er ihr nicht verzeihen.



Obwohl Silvie ihn anfleht, bleibt Mr. Doktortitel hartnäckig. Immerhin hat er etwas besseres verdient – jemanden, der ehrlich zu ihm ist und seiner würdig! Silvyrella will ihn nicht zurück, Mr. Doktortitel vereinsamt und wird depressiv.

Silvie fällt zu Boden und isst aus Frust Schokolade. Sie will ihren Mr. Doktortitel zurückhaben!

*Diese Fotolovestory ist komplett erstunken und erlogen. Ähnlichkeiten mit Personen aus dem realen Leben (etwa Silvana Koch-Mehrin) sind absolut zufällig und nicht beabsichtigt.

Die letzten Bravo-Leser: amw, col, len, jin